



**Souveränität**

**Jahrbuch**

**1 | 2006**

**Literaturhaus**

**Liechtenstein**

Das erste Jahrbuch des Literaturhauses Liechtenstein befasst sich mit dem Thema «Souveränität» und wartet mit vielschichtigen Texten von namhaften Autorinnen und Autoren auf. Die Beiträge umkreisen einerseits den Staat als souveränes Gebilde und andererseits das Individuum selbst.

«Ich friss es uuf, s Ländli, friss es uuf, schluck's abe, i eim Schtuck, das Bröckli, das Möckli us Gold, schlucks abe, schluck's – und verdau's! Verdau's!», ist bei Hansjörg Schertenleib zu lesen, der in seinem Kampf mit dem sich aufdrängenden Essay schliesslich bei den Erlebnissen eines Jugendlichen in einem Liechtensteiner Ferienlager landet.

Wie sehr das Zerbrechen eines souveränen Staates durch Bürgerkrieg und den Verlust gesellschaftlicher Ordnungen die Menschen aus der Bahn wirft, ist bei Melanie S. Rose zu erfahren.

Ganz anders die Auseinandersetzung bei Hansjörg Quaderer, der sich als Liechtensteiner mit der Rolle des Staates und seiner Souveräne auseinandersetzt: ««Ungefragt & übrig geblieben» sind die Zauberwörter der Liechtensteiner Identität.»

«Man ist so ausgeliefert, verstehst du? Ist das noch ein Leben? Sag's mir, ist das noch ein Leben?», fragt die betagte Mutter des Protagonisten bei Lukas Hartmann, die mit der Einweisung in ein Pflegeheim ihre Souveränität zu verlieren droht.

Und Sepp Malls Held lotet die Grenze aus, wo Beobachtung zur Verfolgung wird.

«Souverän ist, wer es sich leisten kann, etwas (oder sich selbst) so darzustellen, dass es weithin sichtbar ist, dass er oder sie wahrgenommen



Literatur  
haus  
Liechten  
stein

**Souveränität**

Jahrbuch 1 | 2006





**Vorwort**

5

**Souveränität**

8 - 47

**Feuilleton**

49 - 67





Roman Banzer

# Ich freue mich sehr

Ich freue mich sehr über das erste Jahrbuch des Literaturhauses Liechtenstein. Wir erreichen ein Ziel, das wir uns schon bei der Gründung gesetzt hatten. Wir sind im Jahr 2006 weniger Eventbühne, dafür bringen wir Projekte auf den Weg, die Literatur entstehen lassen.

Das erste Jahrbuch befasst sich mit dem Thema Souveränität. Liechtenstein feiert 200 Jahre Souveränität. Wir haben uns im Vorfeld lange überlegt, ob wir in den Chor der Jubelnden einstimmen wollen, ob wir die gebotene Möglichkeit der Auseinandersetzung mit diesem Thema annehmen wollen. Wir bejubeln ja nicht den Sieg einer Weltmeisterschaft, den Sieg beim Bachmannwettbewerb in Klagenfurt, wir bejubeln Liechtenstein. Kann man über den Staat Liechtenstein jubeln, ohne sich mit dem Namen Liechtenstein auseinanderzusetzen? Es drängte sich die Frage auf: Was hat Literatur in diesem Kontext zu suchen? Was kann Literatur leisten?

Wir haben sechs international renommierte Schriftstellerinnen und Schriftsteller gebeten, einen Text zum Thema Souveränität zu verfassen. Nicht alle Texte tun dies auf gleiche Weise. So klingt das Thema, das Wort in einem Text vielleicht nur am Rande an, während es im andern Text zentral ist.

In Anlehnung an Schillers Rede «Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet» ist Literatur eine moralische und gesellschaftspolitische Anstalt und ein Instrument der Aufklärung. Aber Aufklärung wozu? Haben wir das nicht schon lange hinter uns?

So kann es nicht mehr weitergehen, hört man allenthalben jammern.

Der Tanz um das goldene Kalb regiert. Eine Beschwörungsformel, die genau das Gegenteil wünscht. Müssten wir nicht hören: Hoffentlich geht es so weiter, hoffentlich kommen uns der Reichtum, das Geld, die Arbeit nicht abhanden. Hoffentlich sind wir nicht irgendwann wieder so arm wie unsere Väter, die Fremdarbeiter waren.

Heiner Müller sagte, dass man nicht politisches Theater machen soll, sondern Theater politisch. Dieser Rückbezug auf Bertolt Brecht, dessen episches Theater immer auch politisches Theater sein sollte, lässt sich deckungsgleich auf die Literatur übertragen: Wir müssen keine politische Literatur machen, sondern Literatur politisch. Das politische Denken und Handeln können wir nicht delegieren. Auch nicht nach oben.

Aus dieser Sicht kommen der Literatur Aufgaben zu. Literatur darf nicht nur der sittlichen Erbauung dienen. Literatur muss zumindest (wie Journalismus auch)

als viertes Standbein der Demokratie die Staatsgewalten überwachen, hinterfragen und wo nötig kritisieren. Dass ihr als Kunstform dabei andere Mittel zur Verfügung stehen als dem Journalismus, ist selbstredend. Literatur baut Gegenwelten, ebnet den Weg zu Anderem, ist Vordenkerin.

Wenn es diesem Buch gelingt, genau zu beschreiben, feinfühlig ins Innere zu schauen und kritisch zu reflektieren, ist viel gewonnen. Die Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit – auch der liechtensteinischen – soll zu einer Wahrnehmung beitragen, die weniger dem absolut Wahren als dem kritisch Genauen verpflichtet ist.

Schall und Rauch aber ist alle Theorie. Was bleibt? Die Freude an der Literatur, das Wissen, dass ein Leben ohne Geschichten, ohne Gedichte ein freudloses, armes Leben wäre. Was bleibt? Das Wissen, mit guten Leuten ein Wegstück gegangen zu sein. Was bleibt? Dankeschön zu sagen. Dank an meine Kolleginnen und Kollegen vom Vorstand. Das sind namentlich Nancy Barouk-Hasler, Sabine Bockmühl, Jens Dittmar und Stefan Sprenger.

Dank allen Schriftstellerinnen und Schriftstellern für ihre Geschichten.







## **Souveränität**

**El Awadalla**  
10 Meinen und Äußern

**Lukas Hartmann**  
14 Eine bewundernswerte Souveränität

**Sepp Mall**  
21 Flora

**Hansjörg Quaderer**  
27 souveränität & unschärfe

**Melanie S. Rose**  
36 Some Balkan Blues

**Hansjörg Schertenleib**  
44 Kopf an Kopf

El Awadalla, geboren am 31.3.1956 in Nickelsdorf/Burgenland.

Seit 2001 Vorsitzende der ÖDA (österreichische DialektautorInnen); seit 1995 Herausgabe von Dialektgedichten auf Bierdeckeln im Eigenverlag (dafür den BEWAG-Preis erhalten); seit 2000 Veranstalterin der Widerstandslesungen gemeinsam mit Traude Korosa; seit 2001 Organisation von Veranstaltungen für das Erste Wiener Lesetheater; mehrere Preise und Stipendien; letzte Publikation: «Wienerinnen – Geschichten von guten und von bösen Frauen», Klagenfurt 2006.

El Awadalla

## Meinen und Äußern

Manchmal fallen mir handgeschriebene Plakate in der Stadt auf. An den unteren Ecken der großen Werbeplakate, oder zwischen ihnen, hängen kleine, unscheinbare Plakate, oft eher Zettel, handgeschriebene sind ebenso darunter wie solche in Maschinenschrift; nein, nicht mit dem Computer, mit der Schreibmaschine geschrieben, erkennbar an so manchem unsauberem Buchstaben. Die kleine handschriftliche Mitteilung fällt am ehesten auf, wenn sie direkt in Augenhöhe hängt, möglichst an einem Ort, der zum Stehenbleiben zwingt, beispielsweise an einer Verkehrsampel. Bei Rot wird den Leuten vielleicht fad und sie fangen an zu lesen, ich wenigstens mache das. Neben denen, auf denen nach abgängigen Haus- oder Stofftieren gesucht wird, gibt es eine ganz merkwürdige Art von Mitteilungen, die da in Kleinarbeit verbreitet werden. Neugierig wie ich bin, bleibe ich stehen und lese sie, was manchmal nicht ganz einfach ist. Oft sind diese Plakate vollgeschrieben bis an den Rand, manchmal geht der Text rund um den Rand labyrinthartig weiter. Frau müsste sich auf den Kopf stellen, um das alles richtig lesen zu können.

Doch der Autor, seltener ist es eine Autorin, hat freundlicherweise die wichtigsten Stellen mit Leuchtstift markiert, unterstrichen oder gleich in Blockbuchstaben geschrieben. Da wird vor Außerirdischen und ihren Manipulationsmethoden gewarnt. Manche dieser Außerirdischen kreisen in unsichtbaren Hubschraubern ständig über uns und bestrahlen uns, damit wir machen, was sie wollen. Andere entführen Menschen – der Autor ist meistens eines dieser Entführungsoffer – und implantieren ihnen unsichtbare, ja überhaupt völlig unentdeckbare Sender, durch die sie den Menschen ihren Willen aufzwingen. Wir alle sind also ferngesteuert, die einen direkt durch die Außerirdischen, die anderen durch die ferngesteuerten Menschen. Außerdem können die Außerirdischen sehr grausam sein, denn sie benützen die Erde einfach als ihr Labor, in dem sie Versuche veranstalten, ähnlich den irdischen Tierversuchen. Wer so etwas schreibt, ist natürlich verrückt, ganz klar. Aber warum ist jemand gerade auf diese Art verrückt? Oft sind diese Menschen ganz unauffällig, sogar überangepasst – jedenfalls solange sie nicht über ihre außerirdischen Erfahrungen reden. Ich habe angefangen, solche Mitteilungen an die Öffentlichkeit zu

sammeln und gelegentlich auch mit den AutorInnen zu sprechen. Damit bin ich wohl eine der wenigen, die sich für derartige Geschichten interessiert.

Beim genaueren Studium der einander sehr ähnlichen Geschichten – auch wenn die Details oft weit voneinander abweichen – ist mir aufgefallen, dass die Außerirdischen sich immer gerade jene Leute für ihre Zwecke aussuchen, die auf der Schattenseite des Lebens stehen, auch ohne verrückt zu sein. Da gibt es die gehbehinderte Pensionistin, die kaum je ihre Wohnung verlässt; die Arbeitslose, der das Jugendamt ihre Kinder weggenommen hat; den nach der Scheidung obdachlosen Akademiker; den um seinen Grund betrogenen Bauern und ähnlich tragische Gestalten. Sie alle machen die Außerirdischen und ihre Botschaften, zumeist in Gestalt von Strahlen, für ihr Schicksal verantwortlich, für ein Schicksal, gegen das sie sich nicht wehren können.

Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt, steht manchmal auch auf Hausmauern oder auf Flugblättern. Wer sich nicht wehren kann – das steht da nicht –, ist nicht selbständig oder selbstbestimmt oder souverän. Wer nicht selbstbestimmt ist, ist fremdbestimmt – und da ist es doch viel schöner, von Übermächtigen, den Irdischen in jeder Hinsicht weit überlegenen Außerirdischen ferngesteuert zu sein, als von ganz gewöhnlichen Menschen betrogen. Das Gefühl, von ganz weit weg, von fremden Mächten, die über eine weitaus bessere als die irdische Technik verfügen und diese speziell zur Manipulation gerade dieses bestimmten Menschen auf die Erde schaffen, gibt den Betroffenen eine Art Macht, die sie in ihrem realen irdischen Dasein aus Eigenem niemals erreichen könnten, auch ohne tragisches Schicksal (so stelle ich mir das jedenfalls vor). Gleichzeitig aber sind sie hilflos jeglicher Manipulation ausgeliefert. So fühlen sie sich auch – doch dahinter steht der große galaktische Zweck, der ihnen Bedeutung gibt, der ihnen eine Rolle im kosmischen – und damit übermenschlich bedeutsamen – Schwarzweißspiel von gut und böse zuweist.

Die Zahl der «normalen» Menschen, die ihnen ihre Geschichten glaubt, ja sogar die Zahl der skeptischen ZuhörerInnen ist sehr klein. Wer mit Außerirdischen in Kontakt steht, so oder so – es gibt ja auch jene, die glücklich ihre Machtphantasien verbreiten, weil sie sich selber als Teil der Manipulierenden, als MissionarInnen oder BotschafterInnen sehen – gilt als spinnert, was sonst. Oft hat sich die Familie, so überhaupt vorhanden, längst abgewandt und die Nachbarschaft will auch nicht mehr belästigt werden. Denn wer skeptisch ist, läuft Gefahr, besonders nachdrücklich informiert zu werden, weil das Mitteilungsbedürfnis weiter besteht, ja sogar immer stärker wird, wenn das Publikum sich abwendet oder gar nicht existiert.

Nur in Esoterikzirkeln finden die Ferngesteuerten ein gläubiges Publikum. Freilich treffen sie dort auch auf jene, die zur eigenen Machtsteigerung die armen Ferngesteuerten vorführen und ausbeuten. Doch scheint dies in einer Art Symbiose zum Nutzen beider Seiten zu passieren: Man bestätigt sich gegenseitig die jeweilige Besonderheit und Wichtigkeit. So kann in einer kleinen Öffentlichkeit doch noch die eigene Bedeutung vorgeführt werden. Sogar der Status des Experten oder der Expertin kann dort erworben werden, während die große

Öffentlichkeit nur jenen offen steht, die über Geld oder wenigstens die entsprechenden Kontakte verfügen.

Die großformatigen Werbeplakate, die beinahe flächendeckend für ein besonders glücklich machendes Konsumgut oder eine besonders volksnahe Partei werben, kosten viel Geld. Ob Werbung allerdings auch schon als Meinung gelten kann, sei dahingestellt. Die kleinen Mitteilungen kann sich jede und jeder leisten: ein bisschen Papier, Farbband oder Kugelschreiber, ein bisschen Zeit, um durch die Gegend zu fahren oder zu gehen, ein bisschen Klebstoff ...

Freilich sind die Zettel und Kleinplakate nur oft übersehene Gelsenstiche gegen die Übermacht des Sechzehn- bis Vierundzwanzigbogenplakats oder gar gegen die zur Gänze bemalte Hauswand; vom Fernsehen ganz zu schweigen.

Es genügt also nicht, eine eigene Meinung zu haben (was ja gelegentlich auch schon als Luxus gilt), man muss auch über das nötige Geld zu deren Verbreitung verfügen – oder wenigstens über eine ausreichende Portion Mut.

Diesen Mut haben jene als Sprayer oder «tagger» agierenden zumeist männlichen Jugendlichen. Ein Sprayer will seine Umgebung, sei es eine Hausmauer oder eine Eisenbahnbrücke, verschönern oder der Welt eine Botschaft übermitteln. Ein «tagger» bringt «nur» sein individuelles Zeichen an Hausmauern oder Plakatwänden an, um wiedergefunden, wiedererkannt zu werden. Allein diese Vorstellung gibt ihm die Wichtigkeit, die Souveränität, die seine Existenz bestätigt. Wird sein «tag» dann von Kollegen entdeckt, so hinterlassen diese ihr eigenes «tag» neben oder über dem vorgefundenen, meistens größer als das erste. Der «tagger» erkennt auch das Zeichen seines Kollegen und kann nun seinerseits wiederum ein größeres platzieren – ein Kreislauf der Konkurrenz.

Doch leider ist der Wiedererkennungswert der «tags» auch den Behörden bekannt, und so ist es ihnen ein Leichtes, den Spuren des «taggers» zu folgen. Ist er einmal erwischt – und das gilt auch für den Sprayer –, steht er sogleich vor Gericht und sieht sich mit Schadenersatzforderungen vieler HausbesitzerInnen konfrontiert, wobei die Höhe der Summe von seinem eigenen Fleiß abhängig ist. Wird er verurteilt, steht er vor einem unüberschaubaren Schuldenberg – und damit endet seine Souveränität auch schon wieder.

In ganz seltenen Fällen kommt es vor, dass HausbesitzerInnen keine Schadenersatzforderung stellen, weil sie meinen, das Kunstwerk steigere den Wert ihres Hauses. Passiert das, ist die Polizei gekränkt, weil ihre Ermittlungsarbeit nicht ausreichend gewürdigt wird. Auch das kann als souverän gelten, denn wichtig ist hier nicht die allgemein geschätzte schöne Fassade, sondern eine eigene Haltung zur Kunst. Deshalb ist diese Art von HausbesitzerInnen äußerst selten. Die Mitteilungen an die Öffentlichkeit müssen, da omnipräsent, immer größer, bunter, lauter, absurder werden, um überhaupt noch ins Bewusstsein des gewünschten Publikums vorzudringen – und damit werden sie auch immer teurer. Längst ist die Welt ja daran gewöhnt, immer und überall Plakate zu sehen. Da fährt frau mit dem Auto durch die Landschaft und plötzlich lächelt überdimensional ein Politiker aus dem Gemüseacker. Natürlich ist es ausgerechnet einer, den frau überhaupt nicht leiden kann.

Es gibt nun mehrere Möglichkeiten, auf dieses Plakat zu reagieren: Einfach weiterfahren und sich über die verschandelte Landschaft ärgern; darauf hoffen, dass beim nächsten Gewitter der Blitz den Politiker – also sein Konterfei – erschlägt; mit dem Auto das Plakat niederfahren; aussteigen, das lächelnde Gesicht zerstören, ein Hitlerbärtchen draufmalen oder einfach abreißen. Doch frau hat, da Anhängerin der freien Meinungsäußerung für alle, einen dicken, nicht umsonst so genannten Plakatstift mit ... also steht für später kommende AutofahrerInnen bald «Trottel» quer über das Politikergesicht auf dem Plakat. Der «Trottel» ist allerdings so klein, dass er nur bei genauem Hinschauen zu sehen ist – und wer schaut schon genau auf ein Plakat in der Landschaft? Es wäre so, als ob jemand den handgeschriebenen Zettel mit der Botschaft der Außerirdischen hier hinhängen würde. Niemand würde ihn wahrnehmen – außer vielleicht der Plakatierer, wenn er den nächsten Lächler hierher in die Landschaft kleistert.

Der lächelnde Politiker beherrscht also souverän die Landschaft, ob seiner Größe, messbar in Bogen oder Quadratmetern. Ob der Politiker nun eine Meinung hat oder nicht, ist dem Plakat freilich nicht zu entnehmen, denn lächeln, auf Politikerart unverbindlich lächeln, ist ja noch keine Meinungsäußerung. Daraus ergibt sich: Souverän ist, wer es sich leisten kann, etwas (oder sich selbst) so darzustellen, dass es weithin sichtbar ist, dass er oder sie wahrgenommen wird, sei es durch Bildnis oder Meinung. Denn – das hofft vermutlich der lächelnde Politiker – allein schon ein weithin sichtbares Plakat ändert die Meinung der BetrachterInnen.

Doch wir wollen annehmen, dass diese so souverän sind, sich nicht durch retuschiertes, unverbindlich-professionelles Lächeln manipulieren zu lassen; die Botschaften der Außerirdischen glauben sie ja auch nur in den seltensten Fällen.

Lukas Hartmann, geboren 1944 in Bern.

Ausbildung zum Primar- und Sekundarlehrer, Studium der Germanistik und Psychologie; Jugendberater, Redaktor bei Radio DRS, Lehrer für Journalismus, Leiter von Schreibwerkstätten. Mediencoach. Reisen durch Indien, Südamerika, Afrika. Heute freier Schriftsteller in Spiegel bei Bern. Ausgezeichnet u. a. mit Preisen der Schweizerischen Schillerstiftung und dem Schweizer Jugendbuchpreis. Letzte Publikationen: «Die Deutsche im Dorf», Zürich 2005, «Heul nicht, kleiner Seehund», Zürich 2006.

Lukas Hartmann

# Eine bewundernswerte Souveränität

Als Junge war er die Treppe hinauf- und hinuntergerannt; jetzt, mit sechzig, nahm er immer noch zwei Stufen auf einmal. Auch die kleine Biegung ganz oben, wo sich die Stufen zum Geländer hin verengten, machte ihm nichts aus. Aber genau diese Stelle war für seine gehbehinderte Mutter unüberwindbar geworden; die schmalen Stufen gaben ihr zu wenig Halt, und deshalb konnte sie die Wohnung im ersten Stock seit drei Jahren nicht mehr verlassen.

Er trat ein, ohne zu klingeln; tagsüber schloss sie die Wohnungstür kaum noch ab. Der vertraute Geruch nach Putzmitteln und aufgewärmter Suppe empfing ihn. Zudem stank es nach faulendem Kehricht; vermutlich hatte die Haushaltshilfe wieder einmal vergessen, den vollen Sack hinauszustellen.

«Hallo, ich bin's», sagte er und drückte auf den Lichtschalter an der Wand. Die Kugellampe leuchtete trübe auf; es blieb halbdunkel im Flur. Seine Mutter begnügte sich seit Jahrzehnten mit viel zu schwachen Glühbirnen; ihre Gewohnheit, am Strom zu sparen, hatte sich in letzter Zeit noch verstärkt.

Sie lag im Schlafzimmer auf dem Bett, vollständig angezogen, aber mit leicht hinaufgerutschtem dunklem Rock, auf dem die letzten Mahlzeiten deutliche Flecken hinterlassen hatten. Ihr Mund stand offen, das eingefallene Gesicht wirkte wächsern; auf dem Kissen breitete sich das spärliche Haar aus wie dürres Gras.

Er beugte sich übers Bett, berührte ihre Schulter, strich ihr über die Wange. Sie öffnete langsam die Augen.

«Du?», fragte sie und versuchte, ihren Kopf in eine andere Lage zu bringen.

«Wie geht es dir?», fragte er. «Komm, steh auf. Wir gehen in die Küche. Ich mach dir einen Kaffee. Um fünf kommt der Doktor, das weisst du hoffentlich noch.»

«Mein Hörgerät», sagte sie und griff sich ans Ohr. «Die Batterie.»

«Ich habe sie vorgestern ausgewechselt», antwortete er und bemühte sich, jede Spur von Ungeduld aus seinem Tonfall zu tilgen.



Doch sie hatte das Hörgerät schon aus der Ohrmuschel entfernt, hielt es nahe vors Auge und befragte das Hebelchen, mit dem man die Lautstärke einstellt. «Diese Zahlen sind so klein! Die denken überhaupt nicht an alte Leute.» «Gib her!» Er nahm ihr das Hörgerät aus der Hand. «Du hast es verstellt.» Er rückte den Lautstärkereglern von zwei auf vier; sie schob sich den Plastikteil wieder in den Gehörgang, drückte den Bügel hinter das Ohr und klemmte dabei einen Büschel Haare ein, den er vorsichtig befreite und hinter die Schläfe zurückstrich. Sie nickte ihm zu und lächelte. «So, jetzt bin ich da. Was hast du gesagt?» «Wir gehen in die Küche», sagte er. «Um fünf kommt der Doktor.» «In die Küche», wiederholte sie und stemmte sich mit beiden Händen hoch. Er half ihr dabei; er half ihr auch, die Beine in die richtige Lage zu bringen, damit sie in die Pantoffeln schlüpfen konnte. Dann schob er den Rollator zu ihr, die vierrädrige Gehhilfe, die vor ein paar Monaten die Krücken abgelöst hatte, an denen sie durch die Wohnung gehumpelt war. Sie hatte gemurrt, als sie sich umstellen musste, dann aber eingesehen, dass sie auf solche Weise besser vorankam. Es war nun kein Humpeln mehr, sondern ein Schlurfen, bei dem jede Schwelle zum Hindernis wurde, obwohl ein Schreiner sie mit Keilen abgeflacht hatte.

Schritt für Schritt ging sie durch den Flur, an dessen fleckigen Wänden Fotos der Enkelkinder hingen. Er hielt sich knapp hinter ihr, immer auf der Hut, dass sie stolpern könnte. Sie seufzte unaufhörlich, murmelte vor sich hin; so gebückt ging sie, dass er sie um zwei Köpfe überragte. Schon brach ihm der Schweiß aus allen Poren. Die Wohnung war überheizt; sobald die Temperatur unter 22 Grad sank, begann die Mutter zu frieren. Über der Bluse, die sie seinerzeit selbst genäht hatte, trug sie eine dicke Wolljacke, und trotzdem hatte sich ihre Haut kalt angefühlt.

Am Küchentisch rückte er ihren Stuhl zurecht. Sie griff mit einer Hand nach der Stuhllehne, mit der andern nach der Tischkante.

«Vorsicht!», sagte er, als sie langsam die Knie beugte, um sich zu setzen. Wie immer geriet sie plötzlich aus dem Gleichgewicht und plumpste auf den Stuhl. Sie ertrug den Aufprall, ohne eine Miene zu verziehen; nun sass sie an dem Platz, der seit einem halben Jahrhundert der ihre war, und er sass dort, wo er als Kind und Halbwüchsiger gesessen hatte. Manchmal hätte er seine schweigenden Eltern anschreien können und war doch stets stumm geblieben. Der Blick durchs Fenster auf die gegenüberliegenden Häuser hatte sich in der ganzen Zeit nicht verändert. Nur die Linde, deren Geäst in Bild ragte, war nicht mehr dieselbe; die alte hatte man gefällt, dafür eine neue gepflanzt, und auch sie reichte nun schon bis zum zweiten Stock. Trotzdem war es in der Wohnküche immer am hellsten gewesen.

«Sag mir», sprach ihn die Mutter unvermittelt an, so dass er zusammenzuckte. «Wie alt bin ich eigentlich?»

«Fast neunzig», antwortete er. «Um fünf kommt der Doktor, erinnerst du dich?» Er zeigte auf den Kalender an der Wand. Dort stand unter dem heutigen Datum: DOKTOR HIRSBRUNNER, 17 UHR. Er selbst hatte es geschrieben, mit übergros-

sen Buchstaben, damit sie es lesen konnte. Er hatte den Termin vereinbart und dem Arzt am Telefon erklärt, dass es nun doch unumgänglich sei, seine Mutter in ein Pflegeheim einzuweisen. Dieser Meinung schliesse sich auch das Fachpersonal vom Alterspflegedienst an. Besonders in der Nacht, wenn sie unbeaufsichtigt sei, könne die gebrechliche Frau bei einem Gang auf die Toilette jederzeit stürzen; aus eigener Kraft stehe sie nicht mehr auf, und den Telealarm vergesse sie meist ans Handgelenk zu schnallen. Doktor Hirsbrunner war seit zwanzig Jahren ihr Hausarzt; leicht beleidigt hatte er sein Kommen zugesagt und angekündigt, dass er die Situation gründlich überprüfen werde.

«Fast neunzig», wiederholte die Mutter. «Kaum zu glauben. Das ist alles so schnell gegangen.»

Er legte seine Hand auf ihre, die immer noch kalt war; als er sie sachte streichelte, spürte er die Adern, die Fingerknöchel, die rauen Flecken dazwischen. Auf dem Tisch lag eine Plastiksachtel, der Dosisspender für die Medikamente mit seinen beschrifteten Tagesfächern, und er stellte fest, dass das Dienstagsfach noch nicht geleert war.

«Du hast vergessen, deine Tabletten zu nehmen», sagte er und liess das Streicheln in ein aufmunterndes Tätscheln übergehen.

«Ach was!» Sie schob ärgerlich seine Hand weg; doch dann stutzte sie, seufzte mehrmals, und plötzlich liefen ihr die Tränen über die Wangen. «Was soll nur aus mir werden? Was denn? Was?»

Er stand auf und wollte den Arm um sie legen; doch sie wies ihn ab, weinte vor sich hin und liess die Tränen auf den Tisch tropfen, so dass sich kleine Pfützen bildeten, die sie mit dem Ärmel aufzuwischen versuchte.

«Mutter», sagte er, immer noch stehend, «Mutter, glaub mir doch, wir suchen die beste Lösung für dich.»

«Ich kann nicht mehr», murmelte sie. Ihre Zahnprothese hatte sich gelockert; er hatte Mühe, sie zu verstehen. Sie brabbelt, dachte er, und der Widerwille überfiel ihn wie ein unvermittelter Wettersturz. Sie schob die Prothese an ihren Platz zurück. Ihre Stimme wurde dringlicher, sie hob den Kopf und sah ihn mit verschwimmendem Blick an. «Man ist so ausgeliefert, verstehst du? Ist das noch ein Leben? Sag's mir, ist das noch ein Leben?»

Er setzte sich dicht neben sie. «Wir werden alle alt», sagte er ihr ins bessere Ohr und hätte sich am liebsten geohrfeigt für diesen Satz.

«Letzte Nacht bin ich wach gelegen, alles hat mir weh getan, alles, vom Kopf bis zu den Zehen. Das ist doch kein Leben mehr.»

«Darum ist es Zeit, dass wir den Umzug anpacken. Du hast es lange genug hinausgeschoben.»

«Das ist dann also die letzte Station.» Sie schaute nicht ihn an, sondern den Kalender an der Wand, dessen Monatsbild eine Berglandschaft zeigte, zerklüftete Felsen unter blauem Himmel. Die untere Hälfte war die Agenda mit allen ihren Terminen: Fusspflege, Mahlzeitendienst, Duschen. Sogar auf diese Distanz, dachte er, müsste sie den Eintrag für heute lesen können.

«Ein Kaffee», sagte sie unvermittelt, mit einem letzten kleinen Schluchzer, «du hast mir doch einen Milchkaffee versprochen.»

«Ist gut», sagte er und machte sich am Kochherd zu schaffen. Er goss Wasser in den Topf, stellte ihn auf die eingeschaltete Herdplatte, an der sie sich letzte Woche den Handballen verbrannt hatte. Die oberste Schicht des Kaffeegranulats war verklebt; wahrscheinlich hatte sie versehentlich Wasser in die Dose geschüttet. Er kratzte mit dem Löffel so viel davon ab, dass es für eine Tasse reichte.

Sie umschloss sie mit zitternden Händen, sie wollte trinken und verfehlte den Mund; Kaffee floss ihr übers Kinn und tropfte ihr auf den Rock. «Ach Gott», sagte sie, «es sollte verboten sein, so alt zu werden. Hörst du: verboten!»

Er tupfte ihr mit einem Papiertaschentuch den Kaffee vom Kinn, kniete dann vor ihr nieder, um auch ihren Rock zu säubern. Als er damit fertig war, deutete die Mutter auf die Küchenuhr und sagte: «Jetzt kommt er bald.»

Es dauerte ein paar Sekunden, bis er begriff, dass sie über den Arztbesuch also doch Bescheid wusste. Noch mehr überraschte ihn, dass sie aufzustehen versuchte, ohne ausgetrunken zu haben.

«Bring mich ins Badezimmer», befahl sie. «Ich sehe sicher ganz verweint aus.»

Er half ihr hoch, legte die lange Strecke zum Badezimmer an ihrer Seite zurück und liess sie dort auf ihren Wunsch hin allein. Unruhig blieb er vor der halb geschlossenen Tür stehen, hörte sie minutenlang Schubladen herausziehen und wieder schliessen. Eine Wolke von Eau de Cologne erreichte ihn, irgend etwas klirrte, dann näherte sie sich wieder der Tür. Als sie vor ihm stand, traute er seinen Augen nicht, denn sie hatte sich richtig schön gemacht. Ihr Haar war gekämmt, sie hatte sich, wenn auch mit kleinen Schmierstellen, die Lippen geschminkt und sogar ein wenig Rouge aufgelegt. Dazu roch sie so gut wie schon lange nicht mehr, auch wenn sie es mit dem Parfüm etwas übertrieben hatte.

«Oh», sagte er, «du hast wohl vor, in die Oper zu gehen?»

«Ich setz mich jetzt aufs Bett», sagte sie. «Dort kann er mich am besten untersuchen.»

Er führte sie hin, sie nahm umständlich Platz. Er hatte die Bettdecke ordentlich zurückgeschlagen, und nun sass sie schwer atmend da, die Knie zusammengespreizt wie ein Schulmädchen, das auf etwas Bedeutsames wartet. Er setzte sich wieder neben sie und sank in der viel zu weichen Matratze ein.

«Warum kommt er nicht?», fragte sie.

«Du kannst sicher sein, dass er kommt», sagte er.

Doktor Hirsbrunner kam eine halbe Stunde zu spät. Ein Notfall habe ihn aufgehalten, entschuldigte er sich. Er war ein grossgewachsener Mann mit grauemliertem, leicht gewelltem Haar; die sommerlich braune Gesichtsfarbe verdankte er wohl dem Solarium. Sobald er lächelte und seine weissen Zahnreihen zeigte, glich er auf irritierende Weise George Clooney.

Als die Mutter den Arzt erkannte, straffte sie sich augenblicklich. Mindestens zehn Jahre fielen von ihr ab wie ein lästiges Faltenkleid; mit einem Lächeln, das sie nochmals verjüngte, blickte sie ihm entgegen.

Er ergriff ihre Hand und schüttelte sie. «Schön, Sie mal wieder zu sehen, Frau Schaller», sagte er mit überdeutlicher, aber geschmeidiger Artikulation.

Er hat die Stimme eines Verführers, dachte der Sohn, und er war verblüfft, dass seine Mutter auf das Spiel einging und den Arzt mit einem Blick von schräg unten geradezu kokett anfunkelte.

«Ganz meinerseits, Herr Doktor», sagte sie, und nun hatte sich auch ihre Stimme wie durch Zauberei verwandelt, war klangvoller und sogar ein wenig affektiert geworden.

«Wie geht es Ihnen heute?», fragte Doktor Hirsbrunner, indem er besorgt die Augenbrauen hob.

«Gut», sagte sie, «sehr gut. Ich kann nicht klagen.»

«Schmerzen?»

«Gar keine. Das ist ein Glück in meinem Alter, nicht wahr.»

«Gewiss, ich wusste schon immer, dass Sie über eine robuste Konstitution verfügen.»

«Sie hat aber ...», wollte der Sohn einwenden, sah dann aber ein, dass es der falsche Zeitpunkt war, die Mutter korrigieren zu wollen, denn die beiden, Arzt und Patientin, hatten nur noch Augen füreinander und schienen ihn ausgesperrt zu haben.

Der Arzt setzte sich genau dorthin, wo vorher der Sohn eine Kuhle in die Matratze gedrückt hatte, und hob flüchtig den Blick. «Wollen Sie bei der Untersuchung dabei sein?», fragte er mit einem Unterton, der keinen Zweifel daran liess, dass er die Anwesenheit eines Dritten als störend empfand. «Wissen Sie, meine Patientinnen möchten mir manchmal Dinge anvertrauen, die nicht für fremde Ohren bestimmt sind.»

«Ach so», sagte der Sohn befremdet. «Dann ziehe ich mich wohl besser zurück.»

Eine Antwort bekam er weder von der Mutter noch vom Arzt. Er ging hinaus und liess die Tür einen Spalt weit offen, so dass er in der Küche die Unterhaltung zwischen den beiden bruchstückhaft mitverfolgen – belauschen? – konnte. «Den Blutdruck messen», verstand er, «jetzt tief atmen», und immer wieder ihre Antwort: «Das geht noch gut, Herr Doktor», oder: «Nein, nein, das ist kein Problem», und einmal: «Ach Gott, so schlimm ist es noch lange nicht. Wissen Sie, mein Sohn übertreibt immer ein wenig.»

Er wusste nicht, ob er sich ärgern oder amüsieren sollte; er redete sich ein, dass eine Frau ihrer Generation eben gelernt hatte, sich einer Respektperson gegenüber aufs äusserste zusammenzureissen. Dennoch überwog, wenn er ehrlich war, der Groll über ihr Theaterspiel. Wen belog sie jetzt, ihn oder den Arzt? Er griff nach der halbleeren Tasse. Erst als er den schalen Geschmack im Mund spürte, merkte er, dass er im Begriff war, den Kaffee auszutrinken. Viel zu süssen, viel zu hellen Kaffee. Darauf hatte sich eine runzlige Milchhaut gebildet, die

nun an seinen Gaumen klebte. Widerwärtig!, dachte er und sprang auf, um das Zeug in den Ausguss zu spucken. Unterdessen war es dunkler geworden, und er knipste das Licht über dem Küchentisch an. Dann setzte er sich wieder und blätterte den Ordner des Hauspflegedienstes durch, der immer am selben Platz lag. *Frau Schaller heute sehr unruhig*, las er in den Tagesprotokollen. *Frau Schaller redet viel übers Sterben, sie möchte am liebsten einfach einschlafen.* Übers Sterben spricht sie nie mit mir, dachte er; will sie mich schonen? Die Stimmen vom Schlafzimmer her waren jetzt so leise, dass er nichts mehr verstand; vielleicht hatte der Arzt die Tür ganz geschlossen. Dann aber verstummten sie, Schritte näherten sich, Doktor Hirsbrunner, sein Köfferchen in der Hand, betrat die Küche. Unaufgefordert setzte er sich zum Sohn an den Tisch; er nickte ihm zu, und es schien, als sei ihm das Lächeln für alle Ewigkeit ins Gesicht geschrieben.

«Nun?», fragte der Sohn mit trockener Kehle.

«Keine eindeutige Verschlechterung seit der letzten Untersuchung», entgegnete der Arzt. «Ihr Herz ist gesund. Sie kann noch jahrelang leben.»

«Sie nimmt sich Ihnen gegenüber gewaltig zusammen. Bei mir hat sie noch vor einer Stunde gejammert, wie schlecht es ihr gehe.»

«Das kennen wir.» Der Arzt lächelte stärker. «Wissen Sie, ein Arztbesuch bewirkt bei älteren Patientinnen immer einen Adrenalinschub. Aber der Befund ist trotzdem positiv. Das Einzige, was Frau Schaller fehlt, ist die Kraft der jüngeren Jahre. Ich bewundere, wie souverän sie mit ihren Beschwerden umgeht.»

Der Sohn unterdrückte ein ungläubiges Lachen. «Wie meinen Sie das?»

«Sie bemüht sich, ihre Behinderungen zu akzeptieren. Und gleichzeitig kämpft sie darum, ihre Selbständigkeit zu bewahren. Diese Energie würde sie im Altersheim rasch verlieren. Ich rate dringend von einer Heimeinweisung ab. Es ist zu früh dafür.»

Der Sohn biss sich auf die Lippen. «Sie hat doch selbst gesagt ...», begann er. «Ich meine, es ist ja ihr Wunsch, jetzt ... oder möglichst bald ...»

«Vielleicht doch eher der Wunsch des Sohns?», fragte der Arzt mit seinem Dauerlächeln.

«Nein ... Ich glaube nicht, dass ich mich verhört habe.»

«Ich auch nicht», sagte der Arzt. «Sie will hier in ihren eigenen vier Wänden bleiben, so lange es geht, und ich unterstütze sie darin.»

Verdammt leicht macht er's sich, dachte der Sohn mit wachsendem Groll. Ein routinierter Flirt mit der Greisin, um sie ein wenig zu vitalisieren und sich unangenehme Entscheidungen vom Hals zu schaffen, das ist auch schon alles.

Er räusperte sich: «Nun gut, wie Sie meinen, Sie sind die Fachperson.»

Doktor Hirsbrunner nickte: «Rufen Sie mich an, wenn Sie deutliche Veränderungen feststellen. Ich will mich jetzt noch von ihr verabschieden.»

Er ging zurück ins Schlafzimmer, und der Sohn folgte ihm mechanisch.

«Auf Wiedersehen, Herr Doktor, auf Wiedersehen», sagte die Mutter, die sich inzwischen wieder hingelegt hatte, und liess die Hand des Arztes fast nicht mehr los. Als sie es dennoch tat, fuhr er ihr halb liebevoll, halb neckisch durchs

lichte Haar, und sie schloss die Augen wie eine Katze, die zwischen den Ohren gekrault wird.

Er begleitete den Arzt zur Wohnungstür; es war unklar, ob sie sich nochmals die Hände schütteln würden. Eine kleine Verlegenheit entstand, doch dann ging Doktor Hirsbrunner hinaus, ohne dass sie sich berührt hatten, und die federnden Schritte, mit denen er von Stufe zu Stufe sprang, deuteten darauf hin, dass er ein geübter Jogger war.

Die Mutter lag da wie im Schlaf, als der Sohn zu ihr zurückkehrte. Er blieb vor dem Bett stehen und musterte sie lange. Dieser gebrechliche Körper, verloren und geschrumpft unter all den Stoffschichten. Sie hatte die Bluse nur unvollständig wieder unter den Rock geschoben; aus einem Loch im Nylonstrumpf schaute eine Zehe heraus.

«Mutter», sagte er, «du hast ein gesundes Herz, weisst du das?»

Sie öffnete erst das eine, dann das trübe Auge, das vom grauen Star bedroht war, und sagte: «Er war zufrieden mit mir. Sehr zufrieden!» In ihr gesundes Auge trat für ein paar Momente ein triumphierender Glanz, den sie früher nur nach einem gewonnenen Streit mit ihrem Mann gehabt hatte.

«Was tun wir jetzt?», fragte er.

Der Glanz in ihrem Auge erlosch, ihr Gesicht verzog sich wie das eines enttäuschten Kindes.

«Jetzt ist er gegangen.» Sie schnüffelte und war nahe daran, wieder zu weinen.

«Bitte nicht!», fuhr er sie an und erschrak selbst über die Schroffheit seiner Stimme.

Sie versuchte sich auf die Seite zu drehen, hatte aber nicht die Kraft dazu.

«Ach Gott, es geht zu Ende mit mir», murmelte sie. «Es ist alles vorbei.»

«Hör auf zu jammern!» Er spürte, dass auch seine Augen sich mit Tränen füllten. «Hör auf damit.»

«Geh jetzt, geh», murmelte sie. «Lass mich allein.» Nach einer Weile fügte sie hinzu: «Und vergiss nicht, das Licht im Flur zu löschen.»

Aber er ging nicht, er blieb vor ihr stehen und dachte, dass er hier festgebannt sei, die ganze Nacht hindurch und weiter Tag für Tag, bis ihn jemand erlösen würde.

Sepp Mall, geboren 1955 in Graun/Vinschgau (I).  
Lebt als Autor, Herausgeber und Lehrer in Meran (I). Publikationen u. a.: «Wundränder», Innsbruck 2004; «Landschaft mit Tieren unter Sträuchern hingeduckt», Innsbruck 1998. Diverse Preise und Stipendien, u. a. Lyrikpreis der Stadt Meran 1996 und österreichisches Projektstipendium 2005. Der Roman «Wundränder» wurde zum «Innsbruck-liest-Buch» 2005 gekürt.

Sepp Mall

# Flora

Hedwig nennt sie immer noch so: die Tochter des Voyeurs. Ich aber sage Flora zu ihr, wenn ich dem schwächtigen Mädchen begegne, morgens, wenn ich zur Arbeit muss. Ich schließe das Tor ab und gehe über den Hinterhof und meistens kommt Flora in diesem Moment um die Ecke, ihren Schulranzen über dem Mantel. Sie schlendert an den überquellenden Abfallcontainern entlang zur Bushaltestelle, und wenn sie an mir vorbeigeht, während ich das Auto aufsperrte, senkt sie den Kopf. Bis in den Mai hinein trägt sie ihren speckigen, roten Mantel.

Ich hatte keine Ahnung, wie lange das schon so ging. An einem Freitagabend war ich mit Hedwig in meiner neuen Wohnung, und als wir erschöpft in den Kissen lagen, bemerkte ich, wie in einem Fenster der gegenüberliegenden Häuserfront ein Gesicht aufleuchtete. Für einen Augenblick hatte das Scheinwerferlicht eines im Hof wendenden Autos über die Fassade gestrichen, dann war das Fenster wieder dunkel. «Hedwig», sage ich, aber Hedwig liegt mit geschlossenen Augen und meint, das sei jetzt nicht der Moment, um miteinander zu diskutieren. Drüben wurden die Vorhänge zugezogen, und dann erst wurde das Licht angeknipst. Als Hedwig aufstand, um Wasser aus der Küche zu holen, sagte ich zu ihr: «Zieh dir was an.» Hedwig lachte auf, wie sie immer lacht, wenn ich versuche, ihr zu sagen, was sie tun soll, und stieg grinsend in ihre Schuhe.

Als Hedwig zurückkommt, geht drüben das Licht wieder aus. Sie sieht meinen Blick, der für einmal nicht ihr gilt, und fragt: «Werde ich beobachtet?» Hedwig ist stolz auf ihren Hintern, und jeden Blick auf ihren Körper nimmt sie als Kompliment. «Wenn, dann wir beide», sage ich. Sie legt sich aufs Bett und möchte jetzt doch wissen, was los ist. Ich ziehe die Decke über ihren Bauch, zeige ihr das abgedunkelte Fenster gegenüber, wo sich nichts mehr rührt, und Hedwig sagt: «Schade, der hätte ruhig noch ein bisschen zusehen dürfen.»

Am Tag bleiben die Fenster schwarz und abweisend, und erst gegen Nachmittag werden die Vorhänge zurückgezogen. Das Mädchen im roten Mantel öffnet die Fenster und verschwindet im Hintergrund der Zimmer. Zwischendurch taucht sie wieder auf, man sieht sie an einem der Fenster vorbeigehen, einen Eimer in der Hand. Ich liege auf der Lauer, seit Stunden. Meinen Stuhl habe ich so gedreht, dass ich die beiden Fenster im Auge behalten kann. Einmal bleibt

mein Blick zu lange in den Arbeitspapieren auf meinen Knien, und als ich wieder hinüberschaue, sind die Fensterflügel geschlossen und die Vorhänge zugezogen. Um 17 Uhr flammt das Licht auf, zuerst hinter dem einen Fenster, dann hinter dem anderen.

Am Sonntag bin ich bereits um acht auf meinem Stuhl und frühstücke mit dem Blick aus dem Fenster. Hedwig ruft an, um mit mir den schönen Wintertag irgendwo draußen zu verbringen, wo Bäume sind und Landschaft, aber ich sage zu ihr, dass ich nicht aus dem Haus kann. Sie ist gekränkt und will alleine spazieren gehen und mich nie mehr sehen.

Die Tochter des Voyeurs hat die Finger einer Dreißigjährigen. Dünn und knöchern wachsen sie aus dem Ärmel heraus. Sie hat den Schulbus versäumt an diesem regnerischen Morgen. Dann steht sie vor meinem Auto. «Willst du mit in die Stadt», frage ich. Sie hat ihre zerbeulte Tasche auf die Knie gelegt und starrt durch die Frontscheibe in das Verkehrsgetümmel. «Wo ist deine Schule», frage ich. Sie schaut mich an, als hätte ich etwas Unziemliches gefragt. «Auf der Brücke», sagt sie, «an der Brücke können Sie mich herauslassen, dann habe ich es nicht mehr weit.» Sie zieht ihre Ärmel nach vorne, bis sie keine Finger mehr hat. «Wenn du willst», sage ich, «kannst du jeden Tag mit mir fahren.» «Vielleicht», antwortet sie und springt auf der Kreuzung bei Rot aus dem Wagen. «Denkst du immer noch daran», sagt Hedwig. «An wen», frage ich zurück in die Küche, wo Hedwig auf dem Stuhl steht und aufräumt. Sie findet, bei mir ist mehr Unordnung als Ordnung, die Tassen stehen im falschen Regal, der Kaffee außer Reichweite. «Und die Gewürze müssen dorthin, sonst machst du jedes Mal eine Weltreise, nur um das Wasser zu salzen.» «Kolonialwaren», rechtfertige ich mich. «Einfache Küchenlogistik», sagt sie, «ist dir wohl fremd.»

Am nächsten Morgen steht das Mädchen schon neben meinem Wagen. Sie wartet, bis ich die Türsperre löse, und dann sitzt sie neben mir und sagt: «Mein Vater fährt einen Mercedes. S-Klasse.» «Wenn dir mein Auto zu mickrig ist, kannst du gleich zu Fuß gehen», sage ich. Schon sind ihre Finger im Ärmel verschwunden, und erst kurz vor der Brücke kriechen sie wieder hervor. «Haben Sie kein Geld, um sich ein besseres Auto zu kaufen?» «Du kannst Du zu mir sagen», sage ich, und sie: «Du auch.» Dann sehe ich noch, wie sie über die Stufen hopst und in die lärmende Schar der Schüler hineingezogen wird, ein zyklamenroter Mantel, der herausleuchtet aus dem allgemeinen Jeans-Blau und schließlich im dunklen Aufgang verschwimmt.

Die Tochter des Voyeurs heißt Flora, aber man sollte besser Flo zu ihr sagen, sonst hört sie weg und schaut an einem vorbei in die Schaufenster. «Mein Vater sagt auch immer Flora zu mir, zum Kotzen dieser Name, aber das werde ich ihm schon noch auszutreiben.» Sie dehnt die zwei Vokale und ahmt eine Stimme nach, die die ihres Vaters sein soll. «Das ist doch ein Altweibername.» «Aber nein, bestimmt nicht», sage ich. Die Schaufenster sind schon voller Frühlingkleider, alles leichte und flatterige Sachen, Flora möchte alles kaufen. «Und deine Mutter», sage ich. «Die kann mich mal», sagt das Mädchen und will nichts mehr hören.



Zu Hause frage ich Hedwig, wie sie von ihren Freundinnen genannt wurde, aber heute ist sie mit meinem Badezimmer beschäftigt und hat keine Zeit für längst vergangene Geschichten. Sie empfiehlt mir, die Badewanne mit Essigwasser zu putzen, das ist umweltfreundlicher und billiger dazu. «Typisch», sagt sie, «kannst du die Klobrille nicht herunterklappen, zumindest wenn ich da bin.» Der Spiegel über dem Waschbecken ist auch nicht so, wie er sein soll, von oben bis unten voller Zahnpastaspritzer. Ich versuche, Hedwigs Namen jugendlich-zurechtzudrehen, «Hedi», sage ich, «oder Wiggi, oder wie sonst», und ihr roter Kopf taucht neben dem Rand der Wanne auf.

Ich zähle die Fenster von unten nach oben. Eisgraue Läden, weiße Gardinen. Jetzt habe ich alles so angeordnet, dass ich meinen Beobachtungsposten nicht mehr verlassen muss. Der Schreibtisch ist zum Fenster gedreht, die Brote fürs Abendessen zurechtgelegt, das Telefon steht auf dem Fensterbrett. Ab 17 Uhr werde ich jede Bewegung registrieren.

Die Tochter des Voyeurs fuchtel mit den Ärmeln, als ich sie nach dem Beruf ihres Vaters frage. «Den kannst du vergessen», sagt sie. «Wen, den Beruf?» «Nein, diese Figur.» «Aber er fährt doch einen Mercedes!» «Ach, leck mich.» Während der ganzen Fahrt hat das Mädchen keine Finger, und dann verliert es auch noch die Sprache. Es will nicht über einen reden, der seine Nächte damit verbringt, anderen in die Wohnungen zu schauen, in ihre Badezimmer und Betten, der Flora zu ihr sagt und zu allem Überfluss ihr Vater ist.

Zwei Fenster sind im Auge zu behalten, zwei Fenster von den 24 an der grauen Fassade. Die Abenddämmerung ist ein fortwährendes Aufblinken und Abdunkeln, die Hausmauer hinauf und hinunter. Wenn ich mit Hedwig schlafe, lege ich mich auf den Rücken und Hedwigs Arsch bleibt im Fenster. Sie hat längst alles vergessen, aber ich bin ein Elefant. Heute bleibt drüben alles dunkel, aber irgendwo steht er hinter seinen Vorhängen und stiert durch sein Fernglas. Seine Tochter mit den ausgefransten Haaren hat er ins Bett geschickt, doch sie hört sein Grunzen noch durch die geschlossene Tür.

Hedwig, Hedwig, Hedwig. Sie denkt mit ihrem Unterleib und merkt nicht, wo ich bin. Längst stehe ich hinter dem Spanner in seinem Zimmer, und über seine Schulter schaue ich auf ihren ausladenden Hintern und sein wohlwollendes Zucken. Vielleicht tauschen wir einen Blick, einen Männerblick, oder soll ich mich ins Schlafzimmer seiner Tochter schleichen und ihr die Ohren zuhalten, meine Finger in ihrem dünnen Flatterhaar?

Und dann gehen die Gedanken durch: Die Tochter des Voyeurs soll auf meinem Bett sitzen, und wir beobachten, wie er uns beobachtet. Hinter dem Vorhang des Wohnzimmerfensters hat er sein Fernglas aufgebaut und wartet. Er geht in seinem Käfig auf und ab und fährt sich mit seinen Händen durchs Haar. «Jetzt», sage ich und drücke auf den Schalter der Nachttischlampe. Drüben steht die Silhouette des Vaters still. «Jetzt», sagt das Mädchen und streift seinen Pullover über den Kopf. Es schüttelt sein Haar und seine Hände sind schon auf den Knöpfen der Bluse. «Was macht er, was macht er jetzt?» Noch steht er da, sein Gesicht verborgen hinter dem Fernglas, noch ist er nicht tot umgefallen, wie ich es will. «Weiter», sage ich und Flora gehorcht aufs Wort. Fünf Knöpfe sind zu

öffnen in einem verbissenen Spiel, von oben nach unten, dann sind die Hände angelangt am Saum. «Was macht er», sagt sie, «was macht er.» Er muss taumeln, das Gleichgewicht seines Vaterkörpers verlieren, taumeln, taumeln und im verzweifeltsten Versuch, sich irgendwo noch festzuhalten, die Vorhänge mit zu Boden reißen, hinter denen er sich verbirgt.

Wie wird das Zeugnis ausfallen? Flora hat düstere Ahnungen und will an der Brücke nicht aussteigen. Lieber möchte sie mit in die Innenstadt fahren und den Vormittag in den Kaufhäusern verbringen. Oder im Park spazieren gehen, bis die Schule aus ist. Oder in den Cafés sitzen und eine Schokolade nach der anderen trinken, wenn sie Geld hätte. Das Mädchen redet und redet, es verschluckt die Silben und spuckt sie verkehrt herum wieder heraus. «Können Sie mir etwas Leih gelden.» «Nein», sage ich.

Am Abend warte ich auf die Bewegungen gegenüber. Das muss das Wohnzimmer sein, wo als erstes das Licht angeht. Ich stelle mir vor, wie Vater und Tochter einträchtig auf dem Sofa sitzen vor dem Fernseher. Das Mädchen hat hausfrauliche Qualitäten und zieht die Vorhänge zu, damit man unter sich bleibt. Was ist das, ein Blick in fremde Zimmer, ob das hilft gegen das Alleinsein? Aber dann steht Hedwig neben mir und sagt, dass ich gar nichts verstehe. Das mache einen nur noch einsamer.

Dann kommt das Mädchen nicht. Ich warte in meinem Auto mit laufendem Motor und starre auf das Tor zum Innenhof. Ich könnte an der Haustür läuten, aber ich kenne nicht einmal seinen Nachnamen. Noch während ich losfahre, sehe ich zurück auf den Eingang, aber niemand hüpf über die Stufen herunter im dunklen Stiegenhaus, niemand lässt das Tor in den Angeln schwingen. Das Kind ist krank und der Vater steht an seinem Bett mit Fieberthermometer und Kamillentee. Kein Wunder, wenn man die ganze Nacht wach liegt und kein Ohr zumacht.

Ich übe mich ein ins Schauen. Im Gewimmel der Innenstadt picke ich mir eine Frau heraus und verfolge sie über den ganzen Platz. Dann verengt sich der Blick aufs Detail, er bohrt sich in einen Rockschlitz und erregt sich am Schimmern der Haut, die durch die Maschen der Strumpfhose leuchtet. Ich bin ganz Auge und sehe, wie die Beine gegeneinander reiben, deutlich höre ich das sirrende Geräusch von Nylon auf Nylon, und dann dringt Hedwigs Stimme zu mir durch. Sie fragt, wie lange ich schon hier sitze, der Kaffee ist kalt. «Schau», sage ich, «schau hin», aber Hedwig will nichts wissen von den Beinen anderer.

«Das ist kein Spiel mehr», sagt sie, «bald bist du gleich wie er.» Sie steht vor meiner Beobachtungsstation und wiegt das Fernglas in der Hand, das ich vormittags in der Stadt gekauft habe. Vielleicht wird sie es an die Wand schmettern, das käme ihr gleich. Aber sie legt sich rücklings ins Bett und richtet das Glas auf mich. «Zieh dich aus», sagt sie, «dann weiß ich auch, wie das ist.» Dann ist das Mädchen wieder gesund und geht an meinem geparkten Auto vorbei. Es schlenkert mit den Armen und schaut in die Auslagen des Bäckers. Beim Zeitungsstand macht es kehrt und hüpf zurück, bis auf die Höhe meines Wagens. Erst jetzt sehe ich, dass es keinen Mantel mehr trägt. «Bei mir zu

Hause sieht man es nicht gern, wenn ich mit Fremden fahre», sagt Flora und lässt sich in den Sitz plumpfen. «Und dein Mantel», sage ich. «Frühling», antwortet sie und zeigt mir ihre bloßen Arme mit den tausend Sommersprossen und das Muttermal im Nacken.

Hedwig, Hedwig, Hedwig. «Da», sagt sie und wirft mir das Buch auf den Küchentisch, «extra für dich herausgesucht.» Hedwig kann tagelang in der Bibliothek der Volkshochschule sitzen und ein Ratgeberbuch nach dem anderen lesen. Hedwig weiß alles über Vollwerternährung und sexuelle Perversionen. «Das soll dich interessieren», sagt sie, «es gibt ein Kapitel über solche wie den da drüben.» «Dann bring es ihm doch», sage ich. Aber Hedwig will, dass ich das lese und mein Leben ändere.

Noch ist er immer nicht tot umgefallen, noch steht er da und gafft. «Siehst du seine Silhouette hinter dem Vorhang, seinen Kopf, ins Fenster gebohrt», flüstere ich Flora ins Ohr. Das Mädchen nickt, und schon sind die Finger hinter dem Kopf, am Nacken, und zerran am dünnen Stoff. Der da drüben soll sich wund sehen am mageren Körper der Tochter, an den Rippen, die durch die Haut schimmern, an ihrer blassen Verletzlichkeit. Das soll ihm die Augen verätzen, die Füße unter seinem Körper wegziehen, ein für allemal.

Hedwig lacht und lacht. «Als Voyeur wärest du ein Dilettant», sagt sie, «ein blutiger Anfänger. Du bist nur ein Buchhalter, der Bewegungen registriert, dir fehlt das Wesentliche, das Vergnügen, die Erregung.» «Du kennst dich da wohl aus», sage ich. «Aber ja», sagt sie, «schließlich bin ich alt genug.»

Dann hat das Mädchen die Schlüssel verloren und hockt auf der Treppe im Hinterhof. Hedwig sieht es zuerst und die zerbeulte Schultasche, an den Fuß des Aufgangs gelegt. Das Mädchen zuckt die Achseln, es hat keine Ahnung, wo es suchen soll. Irgendwo muss es warten, bis der Vater kommt, der Erlöser, warum nicht bei uns? «Vergiss die Schultasche nicht», sagt Hedwig, «denn sonst ist sie weg.» Dann sitzt das Mädchen oben in der Wohnung, es hat sich einen Stuhl ausgesucht nahe der Tür und behält den Ausgang im Auge. «Willst du schon wieder gehen», sagt Hedwig.

Das Kind trinkt die Cola in zwei Zügen weg. Es redet von dem Schlüsseldienst, den man anrufen müsste, oder ein Mann sollte die Tür aufbrechen, und es zeigt mit dem Finger auf mich. «Deine Eltern», sage ich, «die müsstest doch.» Nein, schüttelt das Mädchen. «Aber dein Vater kommt doch bald nach Hause?» Kopfschütteln. «Aber er muss doch.» «In Hamburg», sagt das Mädchen, «mein Alter wohnt in Hamburg, nicht hier.» «Der mit dem Mercedes?» «S-Klasse», sagt das Mädchen. «Hamburg», wiederhole ich. «Genau», sagt das Mädchen. «Das ganze Jahr.» «Das ganze Jahr?» «Ich sehe ihn nur in den Sommerferien.» «Jetzt sag du mal was, Hedwig.» Ich spüre, wie sie hinter meinem Rücken grinst. Sie holt noch eine Cola aus dem Kühlschrank und stellt sie grinsend auf den Tisch. «Dann war das gar nicht ...», schlucke ich. Aber das Mädchen versteht nicht, und Hedwig will mir auch nicht helfen. Sie nimmt das Fernglas vom Fensterbrett und stellt es auf den Tisch. «Du kannst doch hier nicht alleine wohnen», sage ich, «das geht doch nicht.» Das Grinsen springt über, von Hedwig zu

dem Mädchen. «Na, sag schon.» «Mit meiner Mutter», sagt das Mädchen. Mit einer Mutter, die nie zu Hause ist, mit einer Mutter, die unterwegs ist in allen Ländern der Welt, mit einer Stewardess-Mutter. «Swissair», sagt das Mädchen. «Swiss», wiederhole ich, «sind die nicht in Konkurs.» Ich stürze an Hedwig vorbei und bin schon am Telefon. «Wenn's pressiert», sagt der Mann vom Schlüsseldienst, «bin schon unterwegs.»

Dann gehen wir nach draußen am Sonntag, und am Rande des Parks sehen wir sie wieder. Eine Tochter mit ihren Eltern auf einer Bank unter den Bäumen, ein roter Mantel, weil der Frühling doch keiner war und die Winterkälte zurückgekehrt ist. Schon steht sie vor uns, reicht Hedwig die Hand, zuerst ihr, dann mir, artig, wie sie gelernt hat. Sie sagt Grüssgott und schielt aus den Augenwinkeln nach den beiden, die aufgestanden sind und näherkommen. «Ich möchte Ihnen meine Eltern vorstellen», sagt das Mädchen. «Wie schön», sagt Hedwig und streckt ihre Hand aus. Sie nimmt den Dank der Mutter entgegen. «Ist doch selbstverständlich, dass man hilft», sagt sie, «in einer Notlage.» Der Vater des Mädchens hält sich im Hintergrund, ein Clown mit weit aufgerissenen Augen und traurigen Backen. Als sie weggehen, dreht sich das Mädchen noch einmal um, winkt uns zu mit beiden Händen, bis Hedwig meinen Arm loslässt und zurückgrüßt.

«Souverän», sagt sie im Umdrehen zu mir, «wirklich.» «Wer, die Kleine?», frage ich. Und Hedwig lacht und hört nicht mehr auf, bis wir die 200 Stufen des Parkaufgangs weit hinter uns haben.

Hansjörg Quaderer, geboren 1958 in Schaan/Liechtenstein.  
Studium der Malerei 1983-87 an den Kunstakademien von Urbino und Bologna / Italien;  
gründete 1992 die edition eupalinos; seit 2000 ist er als Dozent an der Hochschule Liechtenstein tätig. Gab unter anderem «ulrike jarnach, stichweiß schattenschnell, haikus & hajqus» (2006) heraus und publizierte «kailash – schnittpunkt und wirklichkeiten. ein künstlerbuch» (2002) sowie «stromschwärzen der landschaft – ein libretto» (1992).

Hansjörg Quaderer

## souveränität & unschärfe

200 ¿  
sou coute ...  
ver coupe ...  
äni coup d'...  
tät cul de s...  
èff cetero  
èll censeo  
200 !

*«souveränität — auch das schlechte ehren und sich zu ihm bekennen, wenn es einem gefällt, und keinen begriff davon haben, wie man sich seines gefallens schämen könne, ist das merkmahl der souveränität, im großen und kleinen»  
(friedrich nietzsche: morgenröte – gedanken über die moralischen vorurteile, 1881).*

### wie artikuliert sich souveränität?

in der fürstenfamilie m. b. h.? rekapitulieren wir: liechtenstein im jahr 2006, im jahr drei nach dem oktroyierten landesstatut des landesfürsten. wir konstatieren eine verklumpte staatsgewalt, einen deutlichen machtzuwachs des fürsten (siehe schlussbericht des europapars, mai 06), der sich einem demokratischen wettbewerb entzieht, der in pikanten vorgaben «über den ausnahmestand entscheidet», der kraft seines sanktionsrechts den staat wie einen sch(l)osshund an der leine führt. souverän & mit privilegien gepolstert ist v. a. einer bzw. eine familie im staat. es war vor drei jahren eine tumbe abstimmungskampagne. das fürstenhaus bediente sich keiner souveränen und schon gar keiner fairen mittel. man kann es nicht oft genug wiederholen: an der verfassung von 2003 haftet der bleibende geburtsfehler, dass das papier durch die leidige wegzugsdrohung des fürstenhauses erpresst wurde. krenkels kampagne war durchschlagend, v. a. wegen der simplen identifizierung der fürstenfamilie mit der landläufigen staatsform. frei nach karl kraus ist das «familienleben [des herrn] ein eingriff in das privatleben [des knechts]».

die demokratie lieferte einfach keine saftigen bilder fürs familienalbum. das mobilisieren und anreichern des familiären spaltprodukts liess viele das knieschlottern kriegen & zwei drittel der abstimmenden schliesslich ein «ja zur fürstenfamilie» knappen. contenance, contenance.

für wen oder was feiert man also so genannte «200 jahre souveränität»? zweifellos steckt eine konziliante absicht in diesem gedenkjahr ... man möchte beschwichtigen, so tun, als hätte es die virulenz & den starrkrampf der letzten zehn jahre liechtensteiner landespolitik nicht gegeben. – man möchte vorwärts schauen, indem man in den rückspiegel der souveränität schaut. die frage bleibt, ob man durch die vergangenheit die eigene gegenwart auf dem pannenstreifen überholen möchte? will man einen populären indizienbeweis führen, dass es unter der prämissa des wohlstands vollkommen egal sei, unter welcher verfassung sich die bürger & bürgerinnen schlagen?

liberté: für die fuchse?

égalité: dass es dem bürger egal sei?

fraternité: im ordentlichen sinn?

heisst souverän sein v. a., sich der souveränität napoleonscher provenienz zu erinnern? brot & spiele, auf geheiss & emblematisch unter der losung der souveränität? die zeremonienmeister haben sich was einfallen lassen: das datum soll retrospektiv gleichsam ein futuristisches, d. h. ein landläufig integratives fest werden, wider allen passatismus & tourismus der demokratie. ein echo von souveränität dringt in 200-jähriger distanz wie ein kuckucksruf aus der tiefe politischer wirren zu uns ... eine merkwürdigkeit, wie der unlängst beobachtete hirschkäfer mitten im versiegelten vaduz. wo soll man in vaduz einen hirschkäfer aussetzen? einen prächtigen hirschkäfer, der in mitteleuropa auf der roten liste steht. – und wie soll man in liechtenstein den hirschkäfer namens volksouveränität aussetzen, deren praxis in der liechtensteiner monarchie auf der roten liste steht?

wir festen, obwohl feststeht, dass im souverän-sein der staatsmitglieder 200-jähriger nachholbedarf besteht. bezeichnenderweise feiert der staat auch kein souverän-sein seiner bürgerInnen, sondern eine vor 200 jahren dekretierte souveränität des fürstentums, die alles andere als errungen war.

man hat es tunlichst versäumt, die grosse bürgerliche revolution von 1848 zu vergegenwärtigen; ich meine, solche unterlassungen haben methode. bleiben wir beim nennbaren: es werden gleichsam in einem dauernden monat messidor 200 jahre souveränität begangen, in einer ausgiebigkeit ohnegleichen. das 200-jährige jubiläum ist dem staat ca. 3,25 millionen franken wert. die alle schichten & generationen umfassenden manifestationen gleichen ganzjährig durchgeführten saturnalien. soviel unterwerfung, soviel unterthänigkeit war nie. die opulenz des realisierten bedeutet fraglos einen willkommenen volkswirtschaftlichen nutzen. und wer feiert schon nicht gerne? ein einziger rausch & zirkus im & fürs fürstentum geht durchs land. das hat man davon, wenn man als winziges staatsding davonkam und der mediatisierung, der einverleibung in grössere staaten entging, wenigstens das.

## liechtenstein als geisel einer vorstellung von idylle?

zum souveränen, fürstlichen biedermeier im kunstmuseum wird der reine begriff in stellung gebracht, mit betonung auf den wiener kongress mit verordneter höfischer lieblichkeit bzw. verlogener idylle des einfachen lebens der bauern ... souveränität. ein fremdwort. ein fremdwort besonderer couleur, das als kuppel- & zauberwort von 200 jahren liechtensteiner geschichte auf die bühne kommt. merci beaucoup, napoléon. die étude zum erweiterten familienbegriff von liechtenstein wird noch zu schreiben sein. klemens wenzel fürst von metternich (1773-1859) erlebt hier zu zeiten der neorestauracion seine unerhörte auferstehung. metternich, der alles revolutionäre im keim zu ersticken trachtete und damit ein fürchterliches regime aufzog. der fermentierende vormärz wird hier in hundert jahren noch nicht angekommen sein. das futurum exactum schmerzt.

## souveränität und skrupel

nicht ohne skrupel wird der begriff souveränität in der literaturkritik angewandt. es lässt sich etwa von jemandem behaupten: «seine sprache hat eine vollkommene souveränität über seinen gegenstand.» so überlegen jedoch ist niemand, der erzählt. ohne inneres glühen ist keine erzählkunst möglich. – ohne empathie, ohne verstehen und zuhören können bleibt alles kalt. fred wanders zwölf erzählungen aus «der siebente brunnen» hypnotisieren. sich im todeslager von auschwitz an die bejahenden, winzigsten dinge zu krallen, ein erzählen, «die augen klar, die herzen bereit» (rabbi löw, jehuda ben bezalel, prag – gestorben 1609), ein hinschauen, ein verwundet- & verwundertsein, ein ausloten, ein besonderes talent, vermute ich, an den eigenen erinnerungen nicht zugrunde zu gehen.

das erzählen gehört zu den elementaren überlebenstechniken. wanders sprache ist von einer unerhörten hingabe & unerschütterlichkeit, die worte fallen beiläufig und beobachten ruhig ihr eigenes sagen. es ist mir wenig vergleichbares bekannt. – claudio magris schrieb den denkwürdigen satz: «erzählen ist ein guerrillakrieg gegen das vergessen und zugleich dessen stillschweigende duldung; gäbe es den tod nicht, würde vielleicht niemand erzählen» («die welt en gros und en détail»).

ansonsten mögen berge souverän erscheinen. die sonne verbrennt sich souverän. der mond leuchtet manchmal als souveräner lampion. freunde können einem souverän helfen. sich souverän verhalten meint, herr seiner lage sein, sich nicht unterkriegen lassen, heisst sich beherrschen, heisst unbefangen, grosszügig & aus freien stücken agieren. das wort «souverän» hat seinen alltäglichen hof. man schöpft elan aus dem wort. taugt das wort zu mehr?

mit der nationalstaatlichen souveränität wird's alsbald verkrampft & gefährlich. es darf an der souveränität herumgenagt werden ... der begriff franst aus, wird unscharf & diffus. es fällt paradoxerweise schwer, sich souverän zur souveränität zu äussern. das obsolete des begriffs wird offenkundig. was kann, was soll der begriff souveränität strikte im staatsdienste leisten? anzumahnen, wo die hoheitsrechtlichen schmerzgrenzen liegen, deklarieren, wie weit man sich (vom

europarat) hineinreden lässt? – 200 Jahre Souveränität zu begehen erscheint mir als einzige Ausrede, die Machtfülle des Fürsten nicht gestutzt zu haben. Alles hat sich in sein Gegenteil verkehrt. Wir leben & agieren in historischer Verspätung. Souveränität ist entschieden ein zu grosses Wort für Liechtenstein, wo die familiären Bande (immer noch) fast alles regeln. Hat dieser Landstrich, d. h. die studierten Jener Tage, den Code Civil (1804) von Napoleon wahrgenommen, erkannt & verinnerlicht? Das Gesetzeswerk schrieb in grosser Klarheit und stilistischer Souveränität wesentliche Prinzipien der französischen Revolution fest, u. a. die Gleichheit vor dem Gesetz, die Vertragsfreiheit, die Trennung von Kirche und Staat. Das berühmte Gesetzeswerk wurde als zivilisatorische Errungenschaft für die von Napoleon beherrschten Staaten verbindlich.

Vom Code Civil handelt ein Eintrag im «vollständigen politischen Taschenwörterbuch, einem Handbuch zur leichten Verständigung der Politik, der Staatswissenschaften und Rechtsurkunden, sowie überhaupt eine ausführliche Erklärung aller politischen und sozialen Fragen, constitutionellen und staatsrechtlichen Begriffe, Ausdrücke, Parteinamen, und Fremdwörter» von E. F. I. Hoffmann (Leipzig, Verlag von Ferd. Sechtling 1849): «das berühmteste und vollkommenste aller Gesetzbücher ist der Code Napoleon. Während alle früheren Arbeiten der Art, selbst der berühmtesten Staatsmänner, immer nur als Ergänzungen zu betrachten waren, wodurch die bestehenden Rechte vervollständigt, erläutert und genauer bestimmt werden sollten, so ist das Napoleonsche Gesetzbuch dagegen ein wahres allgemeines Landrecht, durch welches alle Sonderinteressen in Ansehung von Statuten, Gewohnheiten gänzlich verdrängt und eine neue, auf wahre Einheit hinstrebende Gesetzgebung begründet ist. Hätte Napoleon nichts weiter geschaffen als dies Gesetzbuch, so würde dadurch allein schon sein Name unsterblich sein.» Nicht umsonst merkt Stendhal an, dass er, die «Chartreuse von Parma» schreibend, zunächst 2–3 Seiten des Code Civil las, als Stilübung, um in Schwung zu kommen, indem er sich an der Klarheit & Knappheit des Napoleonschen Gesetzestextes stärkte. Paul Valéry, einer der aussergewöhnlichsten Dichter-Philosophen des 20. Jahrhunderts, reiht den Code Civil unter die grössten Werke französischer Literatur ...

## **souveränität 200 – ein markenartikel?**

Darf man es genau nehmen? Nein, natürlich nicht. Das Jubeljahr hat den Weichzeichner zum Compagnon. Die Land- & Zollstrasse mündet in keine Milchstrasse: wir kleben am Asphalt der Unverbesserlichkeit. Der Staat heiligt die (noch) souverän vorhandenen Mittel. Der Staat jubelt, lässt im katholischen Sinne Vereine, Trusts, Kartelle & Syndikate wie in einem Reigen partizipieren & kommunizieren: was anderes geschieht als ein Akt «ausgleichender Ungerechtigkeit» (Giuseppe Prezzolini)? Was bleibt den KünstlerInnen anderes als eine Form des Unterjubelns? Mayday, Mayday, ich wiederhole: souverän war 1806 Napoleon Bonaparte.

Souveränität war eine Emanation & ein Federstrich Napoleons. *Vae victis!* Wehe den Besiegten: Suzerän im Namen Napoleons hiess für die Rheinbundstaaten



souverän zu sein unter dem protektorat des französischen kaisers. ein strategischer schachzug, dessen gewitztheit der staat liechtenstein 200 jahre post eventu verjubelt. jede & jeder haut sich ein stück ab von der souveränität, die, wenn man schwung aus der parole holen möchte, sich nur im privaten bewähren kann. napoleon hat «das heilige römische reich deutscher nation» zerschlagen, indem er den rheinbund geschaffen und die 16 fürstentümer des rheinbunds souverän gemacht hat, in napoleons tableau eine grandiose grenz- & machtstrategische flurbereinigung, die v. a. gegen das habsburgerreich gerichtet war. ein souveräner akt von napoleon hat die fürsten von liechtenstein souverän gemacht, dessen unmittelbar rechtsrheinisches territorium zu den kleinsten zählte. fürst johann i. hat nicht unterschrieben, sondern die befugnis an seinen dreijährigen sohn, den prinzregenten abgetreten. so blieb ihm der gesichtsverlust erspart, gegen die interessen des habsburgerkaisers zu agieren, in dessen kriegsdienste er von anbeginn stand. dieses formaljuristische hintertürchen hatte napoleon johann dem i. offen gelassen. woher napoleons neigung zu diesem fürsten kam, bleibt einstweilen ein rätsel. vermutlich ist sie dessen nähe zum habsburgerkaiser geschuldet.

die fabel lehrt: souverän bleibt, wer nicht unterschreibt. Merci, napoléon. merci beaucoup. bel colpo. gut gemacht. sonst hätten wir noch weniger zum feiern. liechtenstein ist ungefragt souverän geworden, ohne eigenes zutun. es lag nicht in oder an der luft, d. h. es lag am kalkül napoleons. mutatis mutandis stelle ich mir den souveränitätsbrunnen wie folgt vor:

wasser in napoleons stiefeln zum überlaufen zu bringen, wasser, das in nächstkleinere stiefelpaare lief, bis zum verschwinden, bis zum versiegen. ungefragt – ohne sein wissen, ohne eigenes zutun – ohne vertragsunterzeichnung durch fürst johann den i., sondern durch das schlupfloch von paragraph 7 in der rheinbundakte, nur durch die einstweilige, formaljuristische abtretung der macht an sein kind, in diesem fall an den dreijährigen regenten karl von liechtenstein (1803-1871), ist dieser landstrich im range eines vormals «reichsunmittelbaren fürstentums» als einziger der rheinbundstaaten vom «heiligen römischen reich deutscher nation» souverän übrig geblieben. «ungefragt & übrig geblieben» sind die zauberwörter der liechtensteiner identität.

## **die kaiserkrönung?**

nach dem verfassungsumbau von 2003 müsste folgerichtig die kaiserkrönung von ha ii auf dem spielplan der operettenbühne stehen. was wäre näherliegend, als dass ein bühlenpapst den fürsten von liechtenstein mit historischer lizenz zum kaiser des übrig gebliebenen heiligen römischen reiches, sozusagen liechtensteiner destination, krönte? die ersten worte des zum kaiser gekrönten könnten lauten: «ich bin ein demütiger kaiser im bockwingert des herrn.»

das 50-jährige und 100-jährige jubiläum der souveränität des fürstentums liechtenstein fand nicht statt, fand nicht einmal eine erwähnung in der landeszeitung. wohl feierte man 1912 das 200-jährige bestehen der grafenschaft vaduz mit einem festspiel von johann baptist büchel. wird uns da bald eine 300-jahr-feier

beschert? sonderbarerweise findet man heuer kaum hinweise auf den 100-jährigen geburtstag des beliebten fürsten franz josef II, des ersten fürsten, der hier dauerhaft residierte. die wandel & gänge der jubiläen sind undurchschaubar in der «ereignis-industrie». ein aufmerksamer blick ins frühe 19. Jahrhundert zeigt: die landsleute waren skeptisch ob der neuen verhältnisse. ging es ihnen dadurch besser? mitnichten.

der amtsbote johann rheinberger registrierte in seinem tagebuch (1828) den handwechsel zu den von liechtensteins & den verlust der angestammten rechte. er nahm kein blatt vor den mund: «nachdem nun das volk den verlust der freiheden durch 73 jahre betrauert hatte und noch immer der frohen hoffnung lebte, dieselben in der zeit, wenn auch nicht ganz, so doch theilweise wieder zu erhalten, wurde ihm im jahre 1806 auch noch diese aussicht benommen. in diesem jahre wurde von kaiser napoleon das römische reich aufgelöst und bei dieser gelegenheit so wie die übrigen deutschen fürstenthümer auch das fürstenthum liechtenstein zum souveränen staate erhoben. als solcher musste es die zweite organisation und mit derselben auch den letzten schlag für seine im jahre 1733 noch gebliebenen freiheitsreste erleben. – mit der aufhebung der reichsverfassung verschwanden auch deren gesetze, an welche fürst und volk gebunden waren. Und mit der erhebung zum souverainen staate ward der fürst unumschränkter gesetzgeber und als souverain niemandem verantwortlich. – bald wurden gebrechen in der staatsverwaltung entdeckt, welche eine neue organisation derselben notwendig machten. der zu diesem ende schon im jahre 1807 als untersuchungs-commissar hieher gesandte fürstliche hofrath georg hauer, ein mann, der die fürstlichen schaafte so gut zu bescheeren wusste, als den besten fürsten selbst um die wolle zu betrügen, schuf die pläne hiezu. Um diese aber in ausführung bringen zu können, musste mit der pensionierung des damaligen landvogts menzinger und mit der auffindung eines anderen an seine stelle und dem vorhabenden zwecke anpassenden individuums der anfang gemacht werden. die von hauer getroffene wahl wurde in der person von joseph schuppler nicht verfehlt. denn nur ein junger, rascher, unter slavischen völkern erzogener mann, dem es nie einfallen konnte, dass auch dem unterthan rechte zustehen könnten, dass diese untersucht werden sollten, und wenn selbe erprobt gefunden, eben so wenig vom fürsten, wenn auch souverain als die des fürsten vom volke ohne verletzung des völkerrechts verletzt werden dürfen, nur ein solcher mann konnte zum vorhabenden zwecke taugen» (das politische tagebuch des amtsboten johann rheinberger, [fragment] vaduz 1828).

es herrschte die misere. die meisten «reformen» von landvogt schuppler (von der einführung des grundbuchs bis zur schulpflicht) waren im volk verhasst. die landsleute murrten, aber blieben gleichwohl untertanen. es bestand keine notwendigkeit weit & breit, einen begriff wie souveränität zu feiern. 150 jahre lang kein annus mirabilis der souveränität. das gibt zu denken. 1956 feierte man hingegen explizit das fürstentum liechtenstein «im wandel der zeit und im zeichen seiner souveränität». das fürstentum in seiner eigenstaatlichkeit wurde dargeboten mit festumzug & einer festschrift, die als festgabe mit einer karte & wid-

mung versehen – «den familien in liechtenstein zur 150-jahrfeier der souveränität überreicht von der fürstlichen regierung» – in allen haushalten landete. den zufall des politischen überlebens begann man als göttliche fügung zu vermitteln. man gedachte der familien in liechtenstein. man appellierte an den familiensinn. was wäre sonst ein gemeinsamer nenner gewesen, wenn nicht blutsverwandtschaft & der codex der sippen? was ist der grund, dass es 150 jahre dauerte, sich einzugestehen, dass die eigenstaatlichkeit keinem geringeren als napoleon geschuldet ist? – dass man ihm dankbar sein müsste? – ausgerechnet napoleon ...

napoleon erlitt 1812 auf seinem russlandfeldzug, der seine uneingeschränkte vormachtstellung endgültig festigen sollte, unter ungeheuren verlusten (beinahe eine halbe million soldaten [zumeist aus eroberten gebieten!]) wurden «aufgerieben») eine vernichtende niederlage. liechtenstein brach mit dem rheinbund, verpflichtete sich, mit einem doppelt so hohen kontingent (mit 80 mann), an den befreiungskriegen gegen napoleon teilzunehmen, unter der voraussetzung, seinen status als so genannter souveräner staat beizubehalten ... der wiener kongress unter der federführung von metternich bestätigte liechtenstein (mit 5500 einwohnern) als kleinsten staat des deutschen bundes ...

### **im jubiläum gegenwart aussprechen?**

die lage sieht metaphorisch ungefähr so aus: die lufthoheit der liechtenstein-adler scheint unbestritten, aber das erscheinungsbild trügt: gras regt sich: das gras der demokratie wird schon sehr bald durch den asphalt von 2003 spriesen; ich glaube eigentlich an die graswurzelbewegung der demokratie; sie muss sich aber der sonne, der sie zustrebt, bewusst werden: ich meine, es müsste die sonne des genuin republikanischen sein. eine demokratiebewegung per se, ohne nennbare nah- & fernziele, macht eigentlich sonst keinen sinn ... die künstlerInnen wären die rüfeblümlein, disteln & ungeduldigen wegwarten im bild, die abseits der landstrassen blühen: indikatoren eines mikroklimas der freiheit. das bild hat einen entscheidenden haken: die demokratie blüht uns nicht. wir müssen sie selber installieren.

*for though hast lost thy princely privilege  
with vile participation: not an eye  
but is a-weary of the common sight,  
save mine, which hath desired to see thee more;*

da du dein fürstlich vorrecht hast eingebüßt  
durch niedrigen verkehr; kein auge gibts,  
dem nicht dein anblick überdruss erregt,  
wie meins, das mehr begehrt hat, dich zu sehn,  
(william shakespeare, henry IV, teil I, 3. akt, 2. scene)

## **der staat als fortsetzung der fürstenfamilie mit dynastischen mitteln**

für zwei drittel war im märz 03 das fürstentum kommodes alibi; für das andere drittel tatort eines vergehens an der (minderjährigen) demokratie liechtensteins. kein kavaliersdelikt, sondern ahndungswürdig! obwohl die fürstenfamilie nicht gegenstand der abstimmung war, erreichte der fürst die leute durch die operation am zuckenden familiennerv. der riss, der durch familien & freundschaften geht, wird von verschlagener konzilianz zugeschüttet, was zu weiteren wundinfektionen führt. kein breitbandantibiotikum, keine familientherapie & kein europäischer dialog kann die entzündung lindern: ein schonungsloses *weiss- & lesebuch* dessen, was im 2003 geschah, gegen die notorischen versuche der geschichtsklitterung, wird zu einer souveränen wundreinigung beitragen. ein wirksames antidotum zur obrigkeitshörigkeit wird reifen in form einer emanzipation des citoyens. die korrektur der verfassung auf der grundlage der mündigkeit, der gewaltenteilung und der staatsbürgerlichen souveränität wird kommen ... was tun? – «il faut cultiver notre jardin» (voltaire). liechtenstein ist kein staat mehr, sondern eine familienstiftung. der staat liechtenstein ist fast plötzlich zu einer (1) familie mutiert. der staat ist zum sultanat liechtenstein verkommen, ohne harem, wie ein freund treffend observierte. noch krochen zwei drittel als knechte unter den schutzmantel ihres herrn: er wird das kritische bewusstsein von zwei drittel der leute nur temporär ausschalten können. der staat hat m. e. augenblicklich aufgehört. ich betrachte mich als staatenloser: es bleibt ein amorphes herrenland übrig, das vom grund her umgegraben werden muss. immerhin ein drittel der bürgerInnen sind demokraten. die entstandene demokratiebewegung wurde «gedeckelt», aber es war nicht für die katz, ich denke, es sind die geburtswehen für einen säkularen & aufgeklärten staat. eine denkpause ist angesagt, aber die grundwasserströme der demokratie werden nicht versiegen.

## **der staat als eine familie mit anderen mitteln?**

landauf, landab plakatwände mit einem «ja zur fürstenfamilie». die macht des fürstenhauses wurde plebiszitär vermehrt. ist der staat eine einzige familienstiftung? in anschaulicher weise wurde suggeriert, dass liechtenstein eine familie zur staatsform hat. den kampagnenreitern war es gelungen, die verfassungsfrage auf die frage des wohnsitzes des fürsten zu reduzieren ... die uhren der demokratie ticken gewöhnlich, während die pendeluhr der monarchie «schönbrunnert». das mag ein stück weit die zuneigung mancher zur pendeluhr erklären. unruhe steckt in der einen, wucht in der anderen. Die pendeluhr geht auf bornierte weise nach. kann man staatsuhren umbauen, ohne sie zu verderben? es braucht eine ruhige chirurgische und keine demiurgische hand. die «unruhe» nämlich muss gespannt und die wucht gedrosselt, das kräftespiel und die juristische feinmechanik nach massgabe einer sauberen gewaltenteilung eingestellt werden. es ist der sand der demokratiebewegung in liechtenstein, welcher dem fürstlichen getriebe zusetzt.

wie arbiträr wirkt das fürstengewollte «sezessionsrecht der gemeinden» im namen der selbstbestimmung. es müsste, wenn schon, das austrittsrecht des einzelnen bürgers formuliert sein, das recht, sich staatenlos zu erklären. der staat beginnt & endet im staatsbewusstsein des einzelnen. – oder etwa das austrittsrecht der familien? – der diskriminierung wäre damit hemmungslos vorschub geleistet.

die künstlerin regina marxer beschrieb den befund ebenso lapidar wie luzide: «zuerst kommt die familie! die familie regiert den staat. sie regelt ihre angelegenheiten selber. sie braucht keine demokratie, da sie per religion und tradition gut und heilig ist. und niemand soll einer familie in ihre familienangelegenheiten hineinreden. der papa ist das oberhaupt der familie, der älteste sohn der erbe. die frauen sind zur unterstützung da. das ist die staatsform, die die liechtensteiner und liechtensteinerinnen gewählt haben. demokratie ist etwas für waisenkinder, asoziale, sozialfälle, ausländer und schwarze schafe, die sich nicht in die familie integrieren lassen. so siehts aus. es ist falsch zu denken, dass das volk das gar nicht gewollt hat.»

Melanie S. Rose wurde 1968 in Norddeutschland mit österreichischen Wurzeln geboren. Sie arbeitet als freie Dramaturgin und Autorin von Theater- und Prosatexten und ist Mitglied im AdS. Längere Auslandsaufenthalte in Frankreich, Kroatien und der Schweiz. Boleroshortstorypreisträgerin und Dramenprozessorstipendiatin. Zu ihren Veröffentlichungen zählt die DVD «Schwyzer Klangbilder».

Melanie S. Rose

## Some Balkan Blues

NON BENE PRO

TOTO LIBERTAS

VENDITUR AURO.

(Nicht für alles Gold verkauft man die Freiheit.)

Inscription auf der Festung Lovrijenac; Dubrovnik

Es war abends noch warm, aber das konnte sich rasant ändern. Das Wetter ist im Dezember unberechenbar. Meine Blusenärmel hatte ich aufgekrempelt, während Sanija mit Rollkragenpullover fror. In einem der Cafés neben dem leuchtenden Weihnachtsbaum flachsten wir mit den Kellnern. Sie hielten uns für tourist guides. Vielleicht sprach Sanija auch deshalb so hervorragend Englisch, weil sie als junge Schülerin die Touristen hier tatsächlich in ihrer Stadt herumgeführt hatte. Bei der Masse, die sich durch die Stadttore schleusen ließ, könnte sie im Sommer glatt wieder neu durchstarten, und ich wäre der ideale Ghostwriter für Camcorderreisende. Ich fühlte mich zu Hause. Ich vermisste nichts. Die ruhigen alten Steinwelten ließen mich kommerziellen Weihnachtshetzen und stupiden Kaufräuschen entkommen. Die schmalen Lichterketten an den Häusern und der Stadtmauer entlang strahlten eine feierliche Würde aus, ohne jeden Kitsch. Das Einzige, was meine Ruhe stören könnte, würde ein Ess-Stress werden. Meine Vermieter hatten mich eingeladen. Neben etlichen Jammerstunden gibt es auch so etwas wie den Luxus der Freischaffenden. Zuviel darüber zu sagen kann jedoch gewisse Einschränkungen mit sich bringen. Sanija kannte meine Abflugzeiten genau. Für allabendliche Gespräche blieben uns noch etwas mehr als ein Monat. Da ich Zeit hatte, mir meine Zeit frei einzuteilen, kamen Absagen für Sanija gar nicht in Frage. Wenn ich einen Tag nicht in der Altstadt gesehen wurde, rief sie mich an, ob ich krank sei. Sanija organisierte mein Leben, als ob sie es für ihres hielt. Dabei war ich unverschämt langweilig. Hockte da und hörte zu. Sie kriegte nicht mal von mir zu hören, dass ich sie bescheuert fand, weil sie Sachen wiederholte oder mir den Qualm frontal ins Gesicht blies. Sie blühte auf, wenn sie reden konnte, und vielleicht hatte ihr noch nie jemand so zugehört, oder sie liebte einfach Leute, die sich auf die Suche machten nach Orten und Worten für diese Orte oder denen sie alles

erzählen oder erfinden konnte, ohne Gewähr auf Überprüfbarkeit. Ich half ihr dabei, weiterzuleben, weil ich ihr die Gelegenheit gab, sich wieder neu zu erfinden. Vielleicht hatte sie das schon oft getan. Vielleicht erzählte sie uns allen etwas anderes oder immer dasselbe. Wenn man von der Macht des Sexus sprechen konnte, wusste ich nicht zu sagen, wer wen verführte oder verwandelte oder veränderte. Vielleicht waren wir längst ins Visier eines anderen Autors geraten. Vielleicht schrieb irgendein anderer längst meine Geschichte oder ihre. Ich würde Sanija am Ende doch ein Notebook schenken.

Da ich nur spekulieren konnte, was Sanija außer einem IQ von 130 noch erreichen wollte und was sich hier tatsächlich abgespielt hatte oder wirklich ist, versuchte ich emotionslos zu bleiben und mich nicht einnehmen zu lassen. Ich war einfach da. Vielleicht empfand man mich schon als eine Art Geheimdienst. An einem Ort, wo jeder jeden kennt, werden sie reden über Sanija und mich und Veränderungen registrieren, wann wir uns wo und wie treffen, jede Körperlichkeit registrieren, vielleicht aus Eifersucht oder Langeweile oder Lust, weil Anfang Dezember nicht viel los ist.

Je tiefer ich eintauchte oder mich in ihre Geschichte hineinziehen ließ, desto umfangreichere Rechenschaft könnte sie erwarten über mich und mein Tun. Als ob nur das Fremde wirklich frei bleibt.

Hier konnte man sich nicht verlaufen. Aber im Sommer würde ich problemlos untergehen in der Touristenmasse. Jetzt im Winter war ich ziemlich exponiert. Das war der Preis für ein ruhiges Arbeiten. Ich starrte die Steine an. Hinter jedem einzelnen verbarg sich eine Geschichte. Was würden die Stimmen der Steine erzählen, wenn man sie hörte. In Dubrovnik musste man heute schon genau hinschauen, um die Spuren der Einschlaglöcher der Granaten zu sehen. Mich interessierte der Blick auf eine Zeit, die man hinter sich glaubt.

«Ich habe meine Tochter sechs Monate nicht mehr gesehen», sagte Sanija.

Dürr war Sanija, dünn trifft es nicht. Dürr hat auch etwas von einem Ast, der im Feuer liegt. Inmitten der Glut bereit zu brennen oder armselig am Rande verdorrt und vergessen. Sie rauchte, sie redete, sie rauchte, ich sah sie nicht essen. Was nicht hieß, dass sie nicht aß. Nur um das klarzustellen, das lässt sich beliebig anwenden, diese Überlegung mit dem nicht Sehen und doch Sein. Ein paar Mal hab ich sie dann zum Essen eingeladen, und sie aß, als ob sie ausgehungert sei, sie schlang und sie redete und sie rauchte fast auch noch zwischen zwei Gabeln. Sanija arbeitete sieben Tage in der Woche von morgens bis abends in einer Buchhandlung. Ich wusste nicht, ob sie keine Lust auf ein Paarungsleben hatte, weil sie sich die Gewissheit je nach Bedarf gepachtet hatte, sie könnte ja jederzeit, wenn sie es nur wollte; dieser Glaube kann sehr enthalt-sam trösten.

Dubrovnik im Winter ist nichts für Menschen, die täglich Abwechslung brauchen, aber gut für Autoren. Und solche wie mich schien es hier einige zu geben. Wir nickten uns schüchtern in den Cafés zu wie der Club der Verschworenen, oder wie feige Konkurrenten, die nicht voneinander wissen mussten oder wollten, ob wir alle über das Daytona-Abkommen, den Krieg in Ex-Jugoslawien

oder an einem exotischen Krimi schrieben; wir Schreibenden wussten nichts von unseren Vorlieben; alles, was schrieb, schmunzelte sich aneinander vorüber. Sanija behauptete, jeden von uns zu kennen, aber ich fragte sie nicht näher. Überhaupt hätte ich sie nicht angesprochen.

Sanija hatte noch etwas zu erledigen. Bei Menschen mit geheimnisvoller Ausstrahlung blieb im Leben etwas auf der Strecke, oder sie sind auf der Flucht. Ein paar wenige strahlen Weisheit aus, aber vielleicht wird das auch nur aus verliebtem Idealismus so gesehen. Man könnte das Rätselhafte auch als Gier nach Leben bezeichnen. Ich dachte mir jedenfalls viele Ausreißgründe für Sanija aus, hinter ihrem Zigarettenrauch, mit dem sie die Weihnachtstanne einnebelte. «Morgen fahren wir nach Mostar», sagte sie bei unserem allabendlichen Treffen. Sie strahlte mich an wie ein Kind, aber auch das hatte etwas Nervöses, sie war aufgedreht, als ob wir etwas gewonnen hätten, hatte ihren freien Tag genommen und den Mietwagen schon bestellt. 140 Kilometer, wir würden keine zwei Stunden unterwegs sein und die Bücher des Professors holen. Es gab da eine kleine Buchhandlung in Mostar, wo Sanija früher gearbeitet hatte, und nun war der Eigentümer, den sie mir gegenüber immer nur den alten Professor nannte, plötzlich gestorben.

An den Grenzen winkte man uns immer durch. Raus aus Kroatien, das kleine Stück Transit in Bosnien, der winzige bosnische Zugang zum Meer, wieder rein nach Kroatien, und dann weg von der Küste immer weiter ins Landesinnere hinein, noch mal über die Grenze Richtung Mostar und Sarajewo nach Bosnien und Herzegowina. Ich hatte meine Filmkamera dabei, konnte aber nicht immer filmen, was nicht an offiziellen Verboten lag. «Hier führten sie die Gefangenen lang», sagte Sanija, als wir kurz nach der Grenze in Bosnien waren. Es wurde still in mir.

Was hätte ich anderes hineinspekuliert in die Orte oder die Gesichter ohne Sanijas Geschichten, vielleicht nichts anderes. Der Krieg in den Ruinen und Augen der Menschen, die wie verlorene Statisten wirkten, war noch immer so präsent, dass ich es fast nicht ertrug, nur auf der Durchreise zu sein. Die gebombten Häuser, die kaputten, die beschmierten und doch irgendwie bewohnt, halben, kamen jetzt an meinen Augen vorbei, und es war kein ferner Film mehr, und doch wirkten sie wie Kulissen, wenn das nur nicht so harmlos klingen würde. Dazwischen immer wieder die pompösen zwei- oder dreistöckigen Neubauten, teils im Rohbau, teils sogar in rosa, mit fast barocken Balkonen, teilweise so kitschig, dass man schreien möchte, gleich protzig gegen die Nachbarn und für die Generation der eigenen Söhne mitgebaut. Mir ging noch nie Ende und Neuanfang so unwirklich nah. Ich hatte keine Worte dafür. Ich hatte keine lauten Fragen. Ich hörte Sanija zu und schaute rechts und links aus dem fahrenden Auto, als ob ich nichts vergessen wollte, wie eine Speicherkarte. Sanija hatte mal eine Wucherung hinterm Ohr, die immer größer wurde und irgendwann wieder verschwand und für immer bis heute verschwunden blieb. Das ist eben Krebs, hatte ihr der Arzt damals gesagt. Er hat nur einmal geguckt,



kein Labor, nichts, er hatte nur einen Blick darauf geworfen und gesagt, sie sind eben traumatisiert vom Krieg. Als ob das normal sei.

Einmal im Monat kam «der Schweizer» in die Stadt, hat Sanija mir mal erzählt, und ich habe ihr geglaubt. Seither sind für Sanija alle Schweizer Ärzte Idioten. Am Anfang hasst sie das ganze Land und alles, was Schweiz heißt. Dann wird die Abneigung regionaler, und sie hasst Orte, später die Straße oder das Haus. Am Anfang hasst sie alles, was den gleichen Namen trägt. Dann irgendwann nur noch das eine Individuum. Aber das braucht Zeit, bis der Hass vernünftig wird und irgendwann geht. Wurde sie irgendwann von einem Tim belogen, hat jeder tolle brave Tim, der danach kommt, trotzdem schlechte Karten. Was kann Tim 2 dafür. Was kann ein Arzt dafür, dass er Schweizer ist. Sanija hatte nichts gegen Ärzte, aber es war ihr nicht mehr egal, woher sie kamen. Und so viele Schweizer Ärzte traf sie nicht, die ihre Meinung revidieren könnten. Bisher keinen einzigen. Wer weiß, was aus ihrem Schweizer geworden ist.

Je länger wir unterwegs waren und je näher wir Mostar kamen, desto weniger redete Sanija. Als ob es immer noch Gründe hinter den Gründen gäbe. Über Dubrovnik hatte ich schon vor meiner Reise viel gelesen, über Mostar nicht. Ich wollte es einfach erleben. Mostar irgendwo. Ich begleitete Sanija, und wir wollten irgendwie Bücher holen. Jede Sekunde kann das Leben verändern. Nur mit dem Mietwagen keinen Unfall bauen.

«Da ist Nika», sagte Sanija plötzlich und hielt mitten in Mostar unvermittelt am Straßenrand an. Ein Mädchenkopf schob sich durchs Fahrerfenster, und Sanija lachte und weinte, und ich filmte ihre Umarmung. Nika sprach etwas Englisch. Sanija musste ihr von mir erzählt haben, jedenfalls sah mich Nika an, als ob sie über mich bescheid wusste. Sanija hatte ihren Redefluss wieder gefunden.

«Das ist meine Tochter», sagte Sanija, da saß sie schon hinten im Wagen. Ich gab die Bücher noch nicht auf, weil Sanija mir vermittelt hatte, wie wichtig ihr die Selbständigkeit sei, wenn diese Bücher doch ihr eigen wären, nur für die Ladenmiete brauchte man noch einen Sponsor. Sich mit Menschen zu umgeben, die Visionen haben, ist auch eine Form von Luxus.

Ich hatte keine Ahnung, in welchem Verhältnis Sanija zu einem alten namenlosen Professor tatsächlich stand, und ob es ihre Buchhandlung in Mostar überhaupt gab. Nika war dagegen sehr real. Und sie schien uns aufgeregt erwartet zu haben. Ich würde noch einen Kava mit ihnen trinken und mich verabschieden für den Rest des Tages und einen Treffpunkt vereinbaren, am liebsten in der Buchhandlung, wo mich Sanija am Abend wieder auflesen könnte.

Wir fuhren in ein Parkhaus, in die Tiefgarage, das alles hätte auch in irgendeiner mittelgroßen westlichen Stadt sein können, und im darüberliegenden modernen mehrstöckigen Shopping-Center suchten wir drei Frauen uns ein Café.

Sanija und Nika amüsierten sich wie zwei gleichaltrige Gören, und ich beobachtete die Gäste. Du kannst dir ein neues Haus bauen, aber wie kommt man zu einem neuen Gesicht? Ich erfand mir Geschichten zu den Menschen, als ob ich etwas Verbotenes tat, oder umgekehrt, und ich wollte gehen, um etwas von der

Weite dieser Stadt, umgeben von Bergen, zu spüren. Jeder Ort hat seinen Puls. Und jeder Mensch tickt anders. Ich hatte nicht damit gerechnet, hier einen Mann auf der Toilette zu treffen. Lust auf schlechte Laune hatte ich kaum, so wollte ich mich dieser Stadt nicht zumuten, deren Rituale mir fremd waren. Woher sollte ich wissen, warum Männer in Mostar in Shopping-Centern auf öffentliche Damentoiletten gehen.

In der Café-Bar saßen Männer mit ausgestreckten Beinen, über die man stolpern konnte, als ob ihnen die Welt gehörte. Ihr Zigarettenrauch erstickte den Raum, sie trugen schwarze, kurze Lederjacken und tranken zu lauter Musik. Ihre Uniform bestand aus Sonnenbrillen, blauen oder schwarzen Jeans und schwarzen, spitzen Lederschuh. Sie bewegten sich lethargisch, als ob sie ihren Gang oder ihr Leben aus einem Film kopiert hatten, und es hätte mich nicht gewundert, wenn sie nur in Zitate sprächen. Nicht ungepflegt. Sie waren groß und kräftig gebaut. Von Wetten leben, hier und da etwas schieben, anständige Arbeit war ihnen zu anstrengend und brachte zu wenig ein. Was macht eine Frau mit so einem Mann?

Sanija hatte aufgehört zu reden. Als wir auf die Toilette gingen, könnte er uns gefolgt sein. Vielleicht hatte er uns in der Café-Bar beobachtet, oder schon länger. «Das ist mein Mann», sagte Sanija leise. Wir standen wie ein Dreieck, Sanija, Maro und ich. Nika kam dazu und stellte sich zwischen ihre Eltern und schaute mich an. Sanija rührte sich nicht und schwieg beharrlich, aus Angst oder Vernunft. Nika weinte und wippte von einem Bein auf das andere, weil sie so zitterte, und Maro stand mit stolzer Brust und redete, die Hände in seinen schwarzen Jackentaschen, stupide in Richtung Sanija, dass ich ihm auch zutraute, wie aus dem Nichts eine Waffe zu ziehen. Die Putzfrau kam und ging. Wir schienen den Ablauf nicht zu stören. «Komm», sagte ich zu Sanija, doch sie ließ sich nicht bewegen. Nimm dir das Leben, bekam jetzt eine andere Bedeutung. «Komm weg hier», sagte ich vehement zu ihr, und Maro fuhr mich an, als ob ich nur ein Passant in meinem eigenen Leben wäre.

Ich verstand zu wenig von dieser Sprache und nahm Nika, die mich flehend anschaute, in meine Arme. Bis auf ein paar touristische Alltagsfloskeln, die ich mir angelernt hatte, sprach oder verstand ich in meinem ersten Balkanwinter noch kein Kroatisch. Serbokroatisch, wie auch immer. Ich hatte meine Füße zuerst auf kroatischem Boden und daher das Gefühl, ich rede Kroatisch oder fange mit Kroatisch an.

Ich hielt das Mädchen fest, als ob ich seine Augen und Ohren vor etwas bewahren wollte, ohne es zu kennen. Sanija stand wie erstarrt und hörte nicht auf, Maros Blick zu erwidern, und ich fragte mich, wie oft sie in ihrem Leben schon so gestanden haben mögen und ob das Ertragen und Standhalten Sanijas einziger Schutz war vor dem Schlag. Was ich hier miterlebte, bestätigte meine Vermutung zumindest in Sanijas Fall, dass Menschen, die etwas Geheimnisvolles ausstrahlen, auf der Flucht sind. 140 Kilometer, diese keine zwei Stunden Fahrt vom Meer ins Landesinnere, können jederzeit etwas von einer Reise in eine völlig andere Welt haben. In diesem Moment gab es eine mögliche dieser anderen Welten.

Maro redete reglos, Sanija guckte nur und schwieg, Nika und ich standen eng umarmt, und die Toilette leerte und füllte sich. Das Ganze löste sich auf, als immer mehr Frauen zur Toilette kamen, und Maro schien plötzlich verschwunden.

Wie benommen ging Sanija in die Tiefgarage. «Was hat er gesagt», fragte ich. «I kill you. I want to see blood in your face», sagte sie trocken, ohne mich anzusehen, und Nika weinte noch immer. Ein eitler Teenager; sie hätte überall hingepasst. Als wir durch die Stadt fuhren, strich Nika mit ihren Fingern über die Autoscheibe, als ob sie Worte und Farben auf die Ruinen malte. Sie tünchte das zerbombte Grau in blau und weiß. Überall malte sie auf den zerstörten Stein den Himmel. Ich war hellwach.

Eufor-Soldaten sammelten auf einem großen Parkplatz illegale Waffen ein. Wo Zerrissenheit herrscht, taugen die eigenen Leute nicht zum Vorbild.

Sanija redete, sie sang, sie rauchte. «Wer fragt dich schon, ob du bereit bist», sagte Sanija. «17 Tage bin ich nur kriechend durch die Wohnung, weil wir genau in der Schusslinie lebten, und jeden Tag nur Pasta. Glückliche, wer noch Soße hatte.»

Von den kargen Bergen fiel die Sonne durch die geschwungenen hohen Brückengeländer über der eisiggrünen Neretva, und weiße Minarette und Kreuze tauchten flirrend im Tal auf. Über die Bücher und den alten Professor verloren wir kein Wort. Nika brauchte neue Winterstiefel. An Auswahl fehlte es nicht. Langsam erkannte ich die Straßen wieder, an der Stadtbibliothek waren wir dreimal vorbeigekommen. Es war so warm, dass wir die Fenster herunterdrehten und mit lauter Musik zurück Richtung Meer und Dubrovnik fuhren. Glück ist eine Frage der Betrachtung.

«Ohne Musik hätte ich den Krieg nicht überlebt», sagte Sanija. «Was macht Maro», fragte ich sie. «Nichts» antwortete sie, «er erträgt nicht, dass ich für uns arbeite», sagte Sanija in tadellosem Englisch.

Was wusste ich schon von dem Land und seinen Menschen, Volk, das Wort wollte ich vermeiden, weil einem meist gesagt wird, was man zu sein hat, egal wie man fühlt. Egal wie lange wir brauchen würden, Unterwegssein hilft gegen die Beschäftigung mit sich selbst. Vielleicht auch gegen Hunger, dachte ich. Mir schossen hohle Phrasen durch den Kopf. Wir hatten kaum etwas gegessen. Die Beleuchtung wurde spärlich über den Dörfern und manche Richtungsschilder fehlten. Ich konnte mir nicht sicher sein, ob Sanija wirklich wusste, wohin sie steuerte. Die Luft war frisch, wir fuhren fast alleine vor uns hin.

«Jetzt habe ich nur Angst, dass er Nika etwas antut», sagte Sanija. Doch das Mädchen schlief. An den Grenzen winkten sie uns einfach durch. «Nika-ohne-Pass» wurde nicht gesehen.

Das Meer hörte sich in der Nacht gewaltig an. Manchmal sah man vereinzelte Lichter von den Inseln. Was morgen, was in 30 Tagen sein wird, wer konnte das sagen. Wer sich gerade jetzt nach Mitternacht liebte, wo sich jetzt Menschen liebten. In allem liegt auch immer für irgendwen irgendwo ein Hauch von Unschuld, dachte ich, weil wir den Zeitpunkt, die Sekunde, die unser Leben verändert, nicht kennen.

Es war keines unserer allabendlichen Treffen. Sanijas Chefin hatte aus dem Fischrestaurant nebenan Bakalar bestellt. Schon am Morgen wurde in der Altstadt gefeiert. Die Türen der Geschäfte standen wie fast immer weit offen, und schon von weitem hörte man heute fröhliche Klänge. Ich half Sanija, den Verkaufstresen der Buchhandlung in eine Stehbar oder Theke zu verwandeln. Den traditionellen Stockfisch aßen wir zum Rotwein, während der Verkauf ungeniert weiterlief. Der 24. Dezember in Dubrovnik konnte wie ein Gratisheilmittel gegen Melancholie und Schlimmeres sein.

Nika zog einem angetrunkenen Akkordeonspieler hinterher. Seine Fröhlichkeit musste ansteckend wirken. Wie einem Rattenfänger folgten die jungen Leute singend seinem Spiel durch die Mittagssonne, durch die schmalen Gassen von Café-Bar zu Café-Bar. So trinkfest war ich nicht. In fast allen Geschäften wurde den ganzen Tag über eingeschenkt, gesungen, und die Altstadt wandelte sich zu einem Menschenmeer. Wer das ganze Jahr im Ausland lebte, kam wenigstens an Weihnachten zurück. An allen Ecken fanden sich alte Bekannte wieder. Wie ein Rausch. Sanija musste keinen Kuchen backen oder Braten vorbereiten. Sie lebte mit Nika bei ihren Eltern. Das Mädchen hatte Schulferien.

«Wir treffen uns um Mitternacht», sagte Sanija.

Die Kirchentore standen weit offen wie tagsüber die Geschäfte. Wer pünktlich kam, musste draußen stehen. Die Predigten und die Gesänge klangen bis auf die Straßen durch die warme Nacht, und vor den Kirchen sammelten sich singende Mensentrauben. Sanija und Nika habe ich nicht wiedergesehen. Bis vier Uhr früh sang und tanzte, wer sich kannte oder nicht kannte, zusammen in einem legendären Jazzclub. Ich sang Weihnachtslieder und Hits, die alle kannten, auf Englisch oder Kroatisch oder gemischt, improvisiert, verraucht, laut, eng, bei Kerzenschein und heiß mit Jung und Alt. Ich wurde nicht gefragt, woher ich kam. Ich ließ mich durch die Nacht treiben.

Hansjörg Schertenleib, geboren 1957 in Zürich.

Ausbildung zum Bleisetzer/Typographen, Besuch der Kunstgewerbeschule Zürich.

Seit 1982 freier Autor. Veröffentlichte Romane, Gedicht- und Erzählbände, Theaterstücke und Hörspiele, zuletzt die Novelle «Der Glückliche», Berlin 2005. Erhielt verschiedene Preise, u. a. den Kranichsteiner Literaturpreis. Lebt in Irland und Zürich.

Hansjörg Schertenleib

## Kopf an Kopf

Jetzt scheitere ich also, denkt Hajott, scheitere an Liechtenstein, ausgerechnet an Liechtenstein, diesem UNORT, wie sein guter Freund Zett das Ländle betitelt hat, betitelt und abqualifiziert, denn was weiss Zett über Liechtenstein, nichts, genau, gar nichts, oder ist es das Thema SOU VE RÄ NI TÄT, das mir das Schreiben ausgetrieben, denkt Hajott, die Worte abgewürgt hat? Sitzt seit Tagen, ach was, seit Wochen an seinem Tisch, ringt, probiert, verwirft, verflucht und verdammt, ringt erneut und wartet. Dies vor allem: Hajott wartet, wartet darauf, dass der Funke fliege, dass die Sprache zurückkehre. Jetzt also scheitere ich, denkt er, was habe ich Liechtenstein angetan, nichts, ich gebe auf, Schluss und aus, ich strecke die Waffen, da hat er mit einem Mal einen Mann im Ohr, zündholzklein und raspeldürr, ist dieser trotzdem gross genug, ihm, Hajott, einen Ausweg zu weisen. Hajott dreht den Wicht hin und her in seinem Kopf, er dreht ihn um und um und schüttelt ihn, als flüstere er ihm so die Sätze ein, die es zu finden gilt, die Sätze zu Liechtenstein und zur SOU VE RÄ NI TÄT, doch der kleine Mann bleibt stumm, und so stellt Hajott ihn schliesslich in ein Feld, das er im Geiste vor sich ausbreitet, stellt Li, so nennt er den fremden Gast, zwischen zwei Länder ins Ländchen, streckt Lis Faust in den tiefen Himmel, diesen grauen Keil zwischen Bergen links und Bergen rechts, stellt Li ins Schilf und lässt ihn froh verkünden: «Souverän, bin souverän! Souverän, bin souverän! Souverän, bin souverän!» Nach Stunden, woher bloss hat der Zwerg die Luft für all die Kräherei, nach Stunden, mittlerweile ist es dunkel, sind die Schatten über die Felswände hinabgekrochen und haben sich übers Tal gelegt, gehen Lichter an, da, dort auch, nach Stunden also kommt Li mit einem Mal eine Frage in die Quere, eine Frage, die als Zweifel an ihm nagt, ein Zweifel, der grösser wird, grösser und grösser, und seine Stimme leiser macht, bis er endlich ganz verstummt. Aber bin ich frei?, fragt es ihn, und schon schämt er sich seiner Ruferei und wird noch schmaler, als er ohnehin schon ist, ein Strich in der Landschaft, mehr ist er nicht, Hajotts Li, ein Strichlein, ein Nichts ...

*Nein, so geht das nicht, nein, verzieh dich, Li, verschwind, das Thema «200 Jahre SOU VE RÄ NI TÄT» ist ernsthaft, gewichtig, es verlangt nach Zahlen, nach Fakten, es verdient den kühlen Blick des Essayisten, verdient eine Spra-*

*che, die gewissermassen über sich selbst steht, die sich weder provozieren noch verunsichern lässt, die Sprache der Vernunft. Fakten also, Fakten, vor sich hergetragen und dargeboten im Bauchladen des angelesenen Wissens: «So ergreift auch uns die Bewegung, die ganz Deutschland durchzuckt und an alle Throne klopft, auch wir wollen ...» So die 112 März Männer der elf Gemeinden 1848 an den Fürsten. Ihre Forderungen sind vorwiegend materieller Art, geboren aus Not genauso wie aus Eigennutz, sie wollen Entlastung von Abgaben, Fronen, Kontingents- und Bundeskosten, verlangen Handelserleichterungen und ein neues Gemeindegesetz, um Aufteilung und Nutzung von Gemeindegrund zu regeln. Die März Männer wollen ... Bla-bla-bla, denkt es mit einem Mal in Hajotts Kopf, Bla-bla-bla, was für ein Wortgetöse, welch Nebel aus Sprache, da meldet er sich wieder zu Wort, Li, der Mann im Ohr, das Gewissen, die Pein, das Strichlein in der Natur:*

So geht das nicht, plärrt Li, nein, so geht das wirklich nicht, das ist und bleibt Papier, Papier, Papier! Gib mir meinen zweiten Auftritt, los, es wird dein Schaden nicht sein, Hajott, los, stell mich wieder ins Schilf zwischen die Berge, unter den Himmelskeil, setz mich noch einmal ins Ländchen, ramm mich in den weichen Boden wie einen Söldner, auf dass ich keinen Zoll breit weiche!

Ich friss es uuf, s Ländli, friss es uuf,  
Schluck's abe, i eim Schtuck,  
Das Bröckli, Das Möckli us Gold  
Schlucks abe, Schluck's –  
Und verdau's! Verdau's!

*Verzieh dich, Li, verschwind, du hast nichts verloren in meinem Text, dein Plärren stört, du störst, ich nehme mir das Wort vor, SOU VE RÄ NI TÄT, der Duden wirds richten: Etymologisch wurzeln die Stichwörter in der lateinischen Präposition «super» (oben, über) und dem Adjektiv «superus» (oben befindlich). Aus ihnen entsteht im Mittelalter das dem klassischen Latein unbekannt, gleichbedeutende Adjektiv «supernus», das sich zunächst noch von dem Superlativ «supremus» (der oberste, höchste) unterscheidet. Aus «superanus» bildet der altfranzösische Sprachgebrauch das Adjektiv «soverein» sowie das Substantiv «soverainete», wobei der ursprüngliche Sinn immer mehr von der superlativen Bedeutung überlagert wird. Die ersten Belege in den westeuropäischen Sprachen stammen aus dem 12. Jahrhundert, während «Souveränität» und «soverän» in deutschen Texten erst im 17. Jahrhundert erscheinen. Der Oxforder-Psalter von 1120 bezeichnet mit dem Substantiv die höchste Höhe, den Gipfel der Berge, und im «Roman de Thebes» aus dem Jahre 1150 drückt das Adjektiv die räumliche Höhe im Sinne von «überragend» aus. Im übertragenen Sinn können «ses souverainetez» die «höchsten Dinge» sein, die entstanden sind «en souverainete», nämlich «in den Höhen des Himmels». Dem entsprechend sind die antiken Götter «les Deus souverains», der Hohepriester ist*

*«le prestre souverain», und Gott wird bis in die Neuzeit als «le souverain père», «nostre souv´rain Seigneur» bezeichnet. Und der ...*

«Halt den Mund», kräht Li, «halt endlich den Mund, mit diesem angeberischen Halb-, nein Viertel- oder vielmehr Achtelwissen kannst du weiss Gott bei keinem Punkte schinden! In Zeiten von Google und Yahoo wissen alle immer mehr und gleichzeitig immer weniger, demnächst alles und somit nichts, also spar dir deine Vorträge, deine Belehrungen. Wir wollen dich nicht als Lehrer, wir wollen dich als Erzähler! Also erzähl, Hajott, erzähl, vergiss die Prahlerei! Erzähl! Erzähl! Erzähl!», so kräht er, Li, der raspeldürre kleine Mann in Hajotts Kopf, die schmale Brust gebläht, die Fäustchen, das haben wir bereits gesehn, wütend in der Höh.

Erzähl, erzähl! Was fällt ihm ein, dem Kerl, denkt Hajott bass empört, weiss nichts von Liechtenstein noch über SOU VE RÄ NI TÄT und masst sich dennoch an, mir vorzuschreiben, was ich machen soll! Erzähl! Erzähl! Pah! Wer schreibt, der geht sich selber aus dem Weg, der setzt sich Masken auf und gibt sich neue Namen. Li, das ist Hajott, nein, das bin, das war ICH, beinahe dreissig Jahre ist es her. Also beginn ich noch einmal von vorn, von vorn, nur diesmal bleib ich ganz bei mir. Bei mir: Dreizehn Jahre bin ich alt, ich weiss weder, wer ich bin, noch wer aus mir werden soll, mein Körper macht mir Angst, darum steh ich mit der Welt im Krieg. Ich rede tagelang kein Wort, mit niemandem, nur mit den Lehrern, weil mir die Strafe, mit der sie drohen, die Antworten entlocken, die ich mit leerem Blick an ihren Gesichtern vorbei ins Klassenzimmer sage. Sonst aber schweige ich. Dabei wäre meine neue Stimme auf Publikum angewiesen, noch braucht sie Bewunderung und Neid. Ich habe den passenden Tonfall für meinen Stimmbruch gefunden, meine Stimme summt unter der Haut, im Hals, lässt den Brustkasten vibrieren. Meine Handschrift kippt nach links, fällt nach hinten, flieht vor den Satzenden, die Buchstaben kippen weg, sogar in linierten Heften, meine Schrift lässt sich nicht aufrichten. «Liebe Eltern, Wetter und Verpflegung ausgez. Mir geht es ausgez. Ich schlafe ausgez. Und denke oft an euch. Ich wünsche euch alles Gute: Euer Sohn.» Das schreibe ich den Eltern aus dem Ferienlager in Schaan. Den unteren Teil des Briefes fülle ich mit einer Strichzeichnung: Blick aus dem Essraum übers Rheintal. Nachts liege ich in meinem Kajütenbett wach, der Schlafsaal ist riesengross und vollgestopft mit Idioten, die ich ausnahmslos verachte. Das Lager will kein Ende nehmen, ich schlage mich auch mit grösseren Jungen. Meine Flüche finden Beachtung, werden geübt und nachgeahmt. Ich rülpe lauter als alle anderen, vor allem im Spiesesaal. Ich klaue den Leitern Zigaretten, die ich grosszügig unter den Jüngeren verteile. Ich bin zu feige, um auszureissen. Ich verbessere meine Position, indem ich einen Jungen, der drei Jahre älter ist als ich, zusammenschlage. Ich verdiene Respekt, bin düster und geheimnisvoll. Zwei Tage nach der Schlägerei habe ich den Älteren soweit, dass er seinen Vater einen «souveränen Trottel» nennt. Ich habe den Jungen an einen Baum gebunden, ein Brillenträger aus meinem Schlafsaal, der fortan nicht von meiner Seite weicht,

hat mir dabei geholfen. Ich habe das Wort «souverän» in einem Gespräch der Leiter aufgeschnappt und bin überzeugt davon, dass es ein schlimmes Schimpfwort ist. Ich habe keine Ahnung, was das Wort bedeutet. Die anderen Jungs verwenden es ab sofort in jedem zweiten Satz. «Du souveräne Tubel!» «Was für ein souveräne Seich!» Damit bin ich endgültig akzeptiert. Einmal schlage ich den Hund des Kochs, aber da mir niemand dabei zusieht, höre ich nach wenigen Stockhieben damit auf. Die verbleibenden Tage stehle ich Fleisch für den Schäferhund, als wir abreisen, leckt er mir winselnd die Hand. Meine Muskeln jucken, die Haut an den Oberarmen spannt. Auf der Rückreise werfe ich das Käsebrot des Brillenträgers aus dem fahrenden Zug. Nur auf der Toilette gestatte ich mir eine Pause in der Rolle des mürrischen Kampfhahns. Ich beuge mich über das Waschbecken, plötzlich sind meine Oberarme butterweich, ich weine einen Augenblick, dann sehe ich im Spiegel zu, wie mein Jungengesicht wieder hart wird. Ich bin auf der Jagd nach Demütigungen, damit bekommt mein Hass ein Ziel. Was mich den Kontrollblicken der Leiter ausweichen lässt, die durch die Wagen patrouillieren, ist Verachtung, rede ich mir ein, dabei ahne ich, dass es Verlegenheit ist. Auf dem Bahnhof ignoriere ich die wartende Mutter, so lange es geht. Ich verabschiede mich von niemandem, einem der Leiter gelingt es, meine Hand zu schütteln. Er nimmt meine Mutter beiseite und teilt ihr schlimme Dinge über mich mit, gibt ihr Bescheid über meinen schlechten Charakter. Ich bin ein Infanterist, ein Kinderkrieger. Braun gebrannt nach all den Wanderungen und Gruppenspielen in der Sonne Liechtensteins. Mein Zorn ist doppelt so gross wie ich, er umgibt mich wie eine Schutzzone. Beim Verlassen des Bahnhofs spucke ich einer alten Frau, die sich mit ihrem Koffer abmüht, vor die Füsse, weil mir die Mütter anderer Kinder entrüstet dabei zusehen. Ich bin der Allerschlimmste, wenigstens das.

Drei Wochen nach dem Lager schreiben wir einen Aufsatz, der Titel lautet: «Mein Vater»: «Mein Vater ist klein. Er hat wenig Kraft. Er trinkt Rotwein. Sein Hut ist aus Filz. Nach der Arbeit legt er sich aufs Sofa. Er schnarcht. Er hat Schweissfüsse. Seine Brust ist ein Trichter ohne Haare. Mein Vater ist Nichtschwimmer. Bevor er ins Wasser geht, legt er seine Kleider sorgfältig zusammen. Das dauert länger als das Baden. Mein Vater kann auch nicht tauchen. Am Morgen hat er Mundgeruch. Am Abend stinkt er nach Wein. Er ist ganz anders, als ich sein möchte. Er ist ganz anders, als ich sein werde.»

An dem Abend, an dem der Lehrer meinen Vater anruft und ihm meinen Aufsatz vorliest, verliert mein Vater das erste Mal die Beherrschung so weit, dass er handgreiflich wird. Der Schlag seiner offenen rechten Hand trifft meine linke Wange, reisst meinen Kopf zur Seite und bringt mich derart aus dem Gleichgewicht, dass ich gegen die geschlossene Balkontür falle und zu Boden gehe. Meine Mutter steht neben dem Esstisch und lässt wortlos geschehen, dass mich der Vater mit dem rechten Fuss, der in braunen Cordpantoffeln steckt, in die Seite tritt. Einmal, zweimal, dreimal. Der Mund der Mutter ist ein dünner Strich, ihr Blick ist kalt. Das Gesicht des Vaters dagegen wirkt verzweifelt, ich sehe ihm an, dass er gerne aufhören würde, dass er mit den Tränen kämpft.



In derselben Nacht reisse ich aus. Mein Gepäck ist leicht, ich steige aus dem Fenster des Kinderzimmers, springe auf das Flachdach der Garage des Wohnblocks, in dem auch unser lindgrüner VW-Käfer steht, und stehe einen Moment zögernd unter dem dunklen Fenster des Elternschlafzimmers, hinter dem sich nichts rührt, niemand, hinter dem sich niemand um mich sorgt. Dann verschwinde ich in der Nacht. Ich habe Glück, dass ich den letzten Zug Richtung Chur erwische, einen Bummler, später erfahre ich, dass er auch Lumpensammler genannt wird. Als ich in Buchs aussteige, hängt der Himmel tief, die Berge stehen schwarz. Dann mache ich mich auf den Weg ins Ländle, zu Fuss, wer weiss, warum ich ausgerechnet Schaan zum Ziel meiner Flucht machte. Während ich durch die finstere Nacht gehe, sehe ich jedenfalls den Hund des Kochs vor mir, ich höre ihn winseln, spüre seine raue Zunge auf der Hand. Es wird bereits hell, als ich nah am Fluss in einem Feld stehe, den schmalen grauen Keil des Himmels über mir, es ist hell, als ich meine Faust in die Höhe strecke und der Welt mit einem Schrei zeige, dass ich mir nicht alles gefallen lasse: «Frei, bin frei! Frei, Bin frei! Frei, bin frei!»



## **Feuilleton**

**Peter Gilgen**

50 Wie souverän ist Liechtensteiner Lyrik?

**Hansjörg Quaderer**

53 fragen zu einem abgerissenen haus

**Marko Sauer mit Hansjörg Quaderer**

55 Raum, konkret

**Jürgen Schremser**

64 Liechtensteins «Halbsouveränität»

**Pio Schurti**

66 Das Souveränste von allem

# Wie souverän ist Liechtensteiner Lyrik?

Jens Dittmar (Hg.), «Lyrik aus Liechtenstein. Von Heinrich von Frauenberg bis heute.» Schaan 2005 – ISBN: 3-905762-00-5

78 Namen stehen auf dem Umschlag des von Jens Dittmar herausgegebenen Bandes *Lyrik aus Liechtenstein*, der «alles, was in der Liechtensteiner Literatur Rang und Namen hat», enthalten soll und sich als «poetisches Hausbuch» aus gibt. Ohne Zweifel handelt es sich um die bislang umfangreichste Anthologie von Liechtensteiner Lyrik. Auf nahezu 400 Seiten sind 234 Gedichte versammelt. Die meisten davon stammen aus dem 20. Jahrhundert. Die vom Untertitel geschürte Erwartung, es könnte sich bei diesem Buch um einen lyrischen Gang durch die Jahrhunderte handeln, wird aus dem einfachen Grund nicht erfüllt, weil es vor der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kaum Liechtensteiner Dichter gegeben zu haben scheint; die Bewohner dieses Landes – bis zur Einführung der zunächst verhassten Schulpflicht im Jahr 1805 ohnehin grösstenteils Analphabeten – waren zu sehr damit beschäftigt, gegen die Armut und die Ausbeutung durch die Landesherrn anzukämpfen.

In seltener Eindeutigkeit zeigt sich am Liechtensteiner Beispiel, dass eine souveräne Lyrik auf der Autonomie der Kunst und einer entsprechenden gesellschaftlichen Modernisierung und Differenzierung aufzubauen hätte – Prozesse, die in Liechtenstein erst sehr spät einsetzten und bis heute nicht abgeschlossen sind, wie monarchische und religiöse Präentionen zeigen, die noch heute das soziale Leben dieses Landstrichs prägen. Es erstaunt daher nicht, dass nahezu alle vor 1960 entstandenen Gedichte und noch ein Grossteil der heute produzierten in den immer wieder gleichen Wendungen und Bildern dem Lob der Heimat sich widmen, nur um sich zu vergewissern, dass es uns doch gut geht, und dem Wunsch Ausdruck zu verleihen, dass es so bleiben soll – auf alle Zeit. Idyllisches überwiegt: «Kennst du das Tal, wo der Mutter Laut/als Kind mir klang so lieb und traut», fragt Josef Johler mit einer Nostalgie, die nicht so recht ins Jahr 1969 passen will und dennoch bis auf den heutigen Tag jedem Liechtensteiner nur allzu vertraut ist. Die Sirenenklänge der Spätromantik, die nicht von ungefähr sich regressiv und reaktionär gebärdete, sind in Liechtenstein noch lange nicht verklungen – ein Umstand, der durchaus seine Erklärung in der jüngeren und jüngsten Geschichte dieses Kleinstaats findet, der sich schwer tut mit der Bestimmung seiner eigenen Identität und dennoch die Suche danach lieber nicht allzu intensiv werden lässt. Wer weiss, was sonst noch alles zu Tage käme?

Die der liechtensteinischen Heimatdichtung zugrundeliegende Ideologie spricht Walter von Probst in holprigen Versen, dafür umso deutlicher aus: «jeder Einzelne sich selber ehrt,/wer der Heimat treu geblieben». Mancher Leser wüsste gern, ob der als Jurist, Konsul und Autor religiöser Dichtung tätige Schellenberger Bürger vor allem für dieses grammatikalisch bedenkliche Bekenntnis zur Heimat «1938 in den Adelsstand erhoben [wurde]», wie der Anhang angibt. Da Probst – pardon: von Probst – 1887 in Hamburg geboren wurde und 1963 in Zürich starb, wäre es nicht uninteressant zu wissen, wer ihm seinen Adelstitel verlieh im Jahr '38. Beispiele für die in Rede stehende Treue liessen sich beliebig vermehren anhand von Versen, die Gott, Fürst, Vaterland in den immer gleichen Wendungen besingen. Zweifellos sieht das vorherrschende liechtensteinische Literaturverständnis bis in unsere Tage Dichtung als zur Affirmation des Bestehenden geeignetes Instrument.

Nur wenige Stimmen heben sich ab von diesem dumpfen Grundton. Das um 1800 anonym entstandene «Gefangeneliied der goldenen Boos» ist ein gleichermassen ergreifendes und beängstigendes Rollengedicht. Die als «goldene Boos» – also als rothaarige Hure – bekannte und 1785 für eine Anzahl von Diebstählen hingerichtete Barbara Erni bittet darin vergebens um Gnade. Ihre Gottergebenheit in den abschliessenden Strophen überzeugt den Leser weniger von der Gnade Gottes als vielmehr von seiner Gleichgültigkeit oder Ohnmacht. Die Beschreibung der neun Monate währenden Gefangenschaft, die erst mit der Vollstreckung des Todesurteils ihren Abschluss fand, führt das Missverhältnis von Vergehen und Strafe noch klarer vor Augen. Der Leser kommt nicht umhin sich zu fragen, was in diesem Fall gerecht gewesen wäre und wie es überhaupt um Recht und Gerechtigkeit steht in unserem Land.

Liechtensteins grosser Historiker und Revolutionär Peter Kaiser schrieb um 1817 das noch heute als Hymne der Burschenschaften bekannte «Lied vom Feuer» (zitiert in der Einleitung des Herausgebers). Im gleichen Jahr schrieb er auch sein «Deutsches Weinlied», in dem er das Lob der Freiheit singt und zum Ende des Dienens auffordert. Kaiser erinnert «an der Zeiten blut'ge Zeichen», die wohl wie das «Geschichtszeichen» in Immanuel Kants Streit der Fakultäten nur im Anschluss an die Französische Revolution zu verstehen sind und nicht mehr vergessen werden können.

Im 1934 entstandenen «Frauensicksal» gelingt es Maria Grabher-Meyer trotz der expliziten Tendenz ihres Gedichts nicht, das Leiden und Rackern, die Müdigkeit und das frühe Verblühen der Frauen im damals noch armen Agrarland durch das Lob der Mutterrolle aufzuwiegen. Die den traditionellen Geschlechterrollen zugrundeliegende oppressive Ideologie wird nur allzu deutlich. Dass noch heute nicht alles zum Besten steht in diesem Bereich, lässt sich am Band *Lyrik aus Liechtenstein* unschwer ablesen: ganze 18 Autorinnen sind in ihm vertreten. Mehr als drei Viertel der anthologisierten Dichter und Dichterlinge sind männlichen Geschlechts.

Über die schon in jungen Jahren verstummte Rita Fehr, die vor allem als Malerin hervortrat und meines Wissens nur einen einzigen dichterischen Text publizierte – nämlich die im Band enthaltene, aus Werbezitaten montierte

Version von «Hänsel und Gretel» –, schreibt Jens Dittmar, sie sei «für das Patchwork der Postmoderne schlecht gewappnet [gewesen]». Was auch immer das heissen soll, wer Fehrs Märchenversion genau liest – am besten zusammen mit den von ihr dazu geschaffenen Illustrationen, die im *Liechtensteiner Almanach 1987* gemeinsam mit dem Text veröffentlicht wurden, in *Lyrik aus Liechtenstein* aber leider nicht reproduziert sind –, wird *volens nolens* verbindlichere Schlüsse ziehen.

Bemerkenswert sind auch Rainer Nägeles frühe Gedichte, vor allem das an Brecht geschulte «Lass die Bürger», in dem – wie beim Meister – ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist. Von hoher dichterischer Qualität sind die Gedichte von Michael Donhauser, Claudine Kranz, Hansjörg Quaderer und Hans-Jörg Rheinberger. Die Auswahl hätte jedoch in manchen Fällen besser getroffen werden können. Wäre es nicht wünschenswert gewesen, eines der Gedichte Donhausers, die sich konkret auf Liechtenstein beziehen – wie etwa das hervorragende Langgedicht «Der Kies» aus *Von den Dingen* –, in die Anthologie aufzunehmen? Lesenswert sind auch die Mundartgedichte von Mathias Ospelt und Stefan Sprenger, die dem Dialekt neue Ausdrucksmöglichkeiten erschliessen und sich dezidiert gegen die Heimatseligkeit traditioneller Mundartgedichte stellen. Allerdings werden hie und da auch Grenzen deutlich – etwa in Sprengers schriftdeutscher quasi-mystischer Verwunderung über «das Fleisch der Frauen mit seinen Höhlen/aus denen es blutet/und aus denen es schleimt».

Jens Dittmar betont in seiner Einleitung, dass «Ästhetik nicht das einzige Auswahlkriterium war». Vor allem bei den Dialektdichtungen kamen auch «volkskundliche und sprachwissenschaftliche Aspekte [...] zum Tragen». Ausserdem sind auch einige Dichter und Dichterinnen vertreten, «die sich inhaltlich zwar auf Liechtenstein beziehen, aber weder aufgrund ihres Wohnsitzes noch ihrer Nationalität mit dem Land verbunden sind». Eine solche Erweiterung kann sich nur fruchtbar auf das zukünftige dichterische Schaffen im Land auswirken. Allerdings ist nicht zu übersehen, dass kein Versuch gemacht wurde, Gastarbeiterdichtung oder Gedichte von sozial unterprivilegierten Minoritäten in die Anthologie aufzunehmen. Auch die nahezu vollständige Abwesenheit der jüngeren Generationen fällt auf; der jüngste aufgenommene Autor ist 1971 geboren, der zweitjüngste 1968. Gibt es in Liechtenstein keine Dichter und Dichterinnen unter 35? Ist vielleicht der Liechtensteiner Boden ohnehin der Dichtung nicht sonderlich zuträglich? Dieser Verdacht könnte aufkommen, wenn man nachrechnet, wie hoch der Anteil der neueren und – sagen wir es laut – besseren Liechtensteiner Lyrik ist, der fernab von diesem Land entstanden ist.

Vielleicht verdeutlicht das Fehlen jüngerer und unterprivilegierten Autoren und vor allem Autorinnen die fehlende Souveränität nicht nur der Liechtensteiner Lyrik, sondern auch der Liechtensteiner Kunst und damit letztlich der liechtensteinischen Demokratie.

Hansjörg Quaderer

# fragen zu einem abgerissenen haus

das von max frisch gezeichnet war

«gesetzt den fall, sie haben ein grundstück gekauft: wie lange dauert es, bis sie die bäume auf diesem grundstück als eigentum empfinden, d. h., dass das recht, diese bäume fällen zu lassen, sie beglückt oder ihnen zumindest selbstverständlich vorkommt?» (max frisch, tagebuch 1966 -71)

bedeutete ein «dichterhaus» marod werden zu lassen, um es dann erst recht abzureissen, die äusserste verfügungsgewalt des besitzers über privateigentum? – wollte man den skrupeln und der skepsis des autors dem fertigen gegenüber genüge tun? war es nicht ein vorwand, ein abschieben und unterlassen von verantwortung?

das haus ist beseitigt, unabänderlich. kein wünschen holt es zurück, auch wenn «sehnsucht, laut max frisch, unser bester teil» ist. fragen bleiben. ein von max frisch gezeichnetes haus reisst man schliesslich selbst in liechtenstein nicht sang- und klanglos ab. – das wohnhaus von 1950 – eines von nur dreien, die max frisch als architekt zeichnete – ist relativ gut dokumentiert. es existieren gutachten, baupläne und kleinere schriftstücke als verweise. es kann sich nun ein jeder, der mag, ein modell nachbauen, im massstab seiner wahl ...

warum eskalierte der fall zum einzigen verdross? – weil der bauherr gewisse eigenmächtige details des architekten nicht schlucken konnte und prozessierte? (vgl. urs bircher: vom langsamen wachsen eines zorns, max frisch 1911-1955, limmat verlag, 1997.) wieso liess man zu, eine liegenschaft dieser qualität jahrzehntelang unbewohnt zu lassen? warum wurde das haus scheinbar ohne not abgerissen? wollte man ein exempel statuieren, dass privatbesitz keine rücksichten auf architektonische autorschaft zu nehmen habe, und sei es auf diejenige von max frisch? dass die geometrie des architekten gegen die natur des bauherrn nichts zu melden habe?

war es eine villa oder eine villenattrappe aus den 50-er jahren? – was waren die prämissen, damals für eine villa auf dux? und heute, wo dort manche kitschburg lauert? kubaturen, die, ins zwangshafte detail getürmt, den hang versehen. masslos & massiv starrt das schaaner villenviertel. das flair einiger häuser aus der hand von erwin hinderer ist einem architektonischen starrkrampf gewichen.

hätte man das max-frisch-haus nicht wenigstens «warm» abrechen können? benzin ins haus schütten und die fürchterlichen explosionen abwarten, frei nach «biedermann & die brandstifter»? ein abriss als bühnenreifer eklat? – noch nicht

einmal eine feuerwehrrübung liess man zu. im advent 05 fuhren klammheimlich die bagger auf und schleiften das haus ...

«da zwar ein recht auf eigentum besteht, aber erst in kraft tritt, wenn eigentum vorhanden ist: könnten sie es irgendwie verstehen, wenn die mehrheit ihrer landsleute, um ihr recht in kraft zu setzen, sie eines tages enteignen würde? – und warum nicht?» (max frisch)

hat man mit der beseitigung ein für alle mal vollendete tatsachen geschaffen, nach einer periode langer und lautloser vernachlässigung des hauses? wird die geschichte restlos aufgehen? – lässt man gras darüber wachsen? – und möchte man den eindruck erwecken, als sei auf dem grundstück nie nichts anderes gewesen?



Marko Sauer studiert im neunten Semester Architektur an der Hochschule Liechtenstein und hat an der Kompaktprojektwoche mit Eugen Gomringer teilgenommen.

Hansjörg Quaderer ist Bildender Künstler und Autor. Als Dozent für Bildnerisches Gestalten an der Hochschule Liechtenstein hat er den Workshop von Eugen Gomringer begleitet.

TeilnehmerInnen des Workshops: Joachim Ambrosig, Harald Beck, Martin Broder, Christian Koch, Andreas Litschauer, Karin Lorenz, Robert Marte, Michael Pölzer, Marko Sauer, Philipp Schertler, Felix Tobias Schippmann, Markus Schlachter, Lars Volkert.

Marko Sauer mit Hansjörg Quaderer

## Raum, konkret oder dem Gedanken eine Gestalt geben

Die Gedichte stammen, wo nicht anders vermerkt, von Eugen Gomringer

Jedes Jahr veranstaltet die Hochschule Liechtenstein in der ersten Januarwoche und im Mai ein Kompaktprojekt. Diese Projekte haben im Sommer- wie im Wintersemester einen wichtigen Stellenwert; im Sommer in Form von Seminarreisen zu architektonisch und urbanistisch bedeutsamen Stätten, im Winter als komplementäres Atelier: Internationale Fachleute werden für einen einwöchigen Workshop in die Hochschule Liechtenstein eingeladen. Diese Kompaktprojekte, akzentuiert unter den Begriffen «Werkzeuge», «Bühne», «(Industrie-) / Design» und «Kooperationen», bieten den Architekturstudentinnen und -studenten die Gelegenheit, Persönlichkeiten aus anderen Kontexten und Kulturen kennen zu lernen. Das experimentelle Gefäß der Winterkompaktprojekte ergänzt somit den normalen Studienplan auf sinnvolle Weise: Es geht um eine «Rehabilitierung des Konkreten» (Otl Aicher), um methodische und prozesshafte Entwicklungsschritte, das Finden und Artikulieren eigener Lösungen. Mit Eugen Gomringer konnte dieses Jahr ein Betreuer gewonnen werden, der wie kein zweiter über ein breit gefächertes Wissen und Können im Umgang mit diesem Konkreten verfügt.

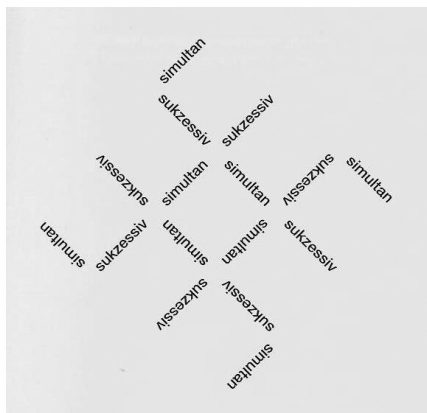
schweigen schweigen schweigen  
schweigen schweigen schweigen  
schweigen schweigen  
schweigen schweigen schweigen  
schweigen schweigen schweigen

Als Begründer der Konkreten Poesie hat er seit dem Zweiten Weltkrieg aktiv in die Entwicklung der Sprache eingegriffen. In seiner Lyrik, welche Inhalt, Typographie und Methode als gleichwertige Ausdrucksmittel vereint, hat er nicht nur

die Grenzen des Sprachgebrauchs erheblich erweitert, sondern auch das Erbe der Moderne über die Wirren der politischen Unterdrückung hinweg gerettet. So bezieht sich die Konkrete Poesie bereits in ihrer Namensgebung direkt auf die Konkrete Kunst von Max Bill. Die Konkreten sind der Sprache was der «International Style» der Architektur; die Permutationen und Konstellationen dieser Poesie sind an keinen bestimmten Kontext gebunden. So ist die Bewegung der Konkreten Poesie auch innert kürzester Zeit eine weltweite Strömung geworden, die ihre Ableger von Brasilien bis Japan gebildet hat.

## In Bewegung denken

Vom 7. bis 14. Januar haben Eugen Gomringer und seine Frau Nortrud mit einem Dutzend Studierenden den Raum der Sprache ausgelotet. Bevor sie sich an eigene Konstellationen wagen konnten, wurden die Studierenden mit den Methoden der Konkreten Poesie vertraut gemacht. In dieser von Anekdoten gefassten Zeitreise floss die Geschichte der Deutschen Nachkriegsliteratur mit dem Lebenslauf von Eugen Gomringer zusammen; in einem weiten Bogen zog in Eugen Gomringers Schilderungen die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts vorüber. Und mit ihr Begegnungen mit Max Bill, Hans und Sophie Arp, Josef Albers, Johannes Itten und vielen anderen. An ausgewählten Beispielen zeigte Eugen Gomringer die Methoden der Konkreten auf und stellte diese zur Diskussion. In den Debatten über die Konkrete Poesie zeigte sich die ganze Aufgewecktheit im Geiste von Eugen und Nortrud Gomringer. Die Strenge, die den Texten zuweilen innewohnt, wick in diesen Diskussionen einem wachen und elastischen Geist, der sich immer wieder von neuem mit der Welt auseinanderzusetzen vermag. Diese Agilität trat am klarsten in der Beurteilung der Studententexte zutage; mit grosser Leidenschaft und Engagement stellten die Gomringers diese in einen grösseren Zusammenhang und durchleuchteten ihre Machart.



Für Eugen Gomringer gehört die körperliche Bewegung zu den Grundvoraussetzungen des Denkens. Er selbst denke am besten, wenn er sich im Raum bewege, die Gedanken entlang des Weges entstehen lässt. Deshalb wurde die Kompaktprojektwoche auch nicht in klösterlicher Disziplin abgehalten, sondern immer wieder durch die Arbeit am Text aufgebrochen. Den Studierenden stand es frei, in welcher Form und an welchem Ort sie ihre Arbeiten erstellen wollten; Eugen Gomringer wies immer wieder auf den positiven Einfluss eines Standortwechsels hin. Die anschließenden Spaziergänge im Gebäude dienten aber nicht nur der Suche nach einem Gedanken. Die Räumlichkeiten der Hochschule wurden gleichzeitig nach Ecken durchforstet, in denen die Arbeiten direkt an den Wänden angebracht werden konnten. Hier kamen alle Aspekte der Konkreten Poesie zusammen; die Ebene der Sprache, die Möglichkeiten der Typographie und der dialektische Bezug dieser beiden Elemente zum konkreten Ort.



Felix Schippmann: ich denke, ich dachte, ich dichte

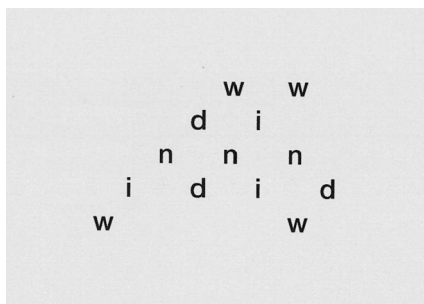
Eugen und Nortrud Gomringer sind unermüdliche Arbeiter an der Sprache. Neben der Leitung der Projektwoche liessen sie sich unentwegt sprachliche Trouvaillen auf der Zunge zergehen. Während die Studentinnen und Studenten an den eigenen Texten arbeiteten, hielten die Gomringers ihre Ideen und Assoziationen fest, die im Zuge ihrer Vorträge oder im Gespräch mit den Studenten entstanden waren. Dabei blitzte auch immer wieder der Schalk und die Energie hervor, welche diese beiden Menschen anzutreiben scheint. Der enorme Fundus und die Erfahrung von fünfzig Jahren literarischem Schaffen ist stets verfügbar und griffbereit.

### **Sprache und Raum**

Eugen Gomringers Poesie entsteht in der Überlagerung von verschiedenen Bedeutungsebenen; Text, Typographie und Satzspiegel sind die Instrumente, welche der Konkreten Poesie zur Verfügung stehen. Im Zusammenspiel dieser Ebenen entsteht Lyrik, in der sich Form und Inhalt kohärent ergänzen oder in Spannung zueinander versetzt werden. Die Worte werden aus ihrer linearen Beziehung befreit und können sich auf dem ganzen Blatt entfalten. In ihrer Anordnung liegt der Schlüssel zum Verständnis. Jeder einzelne Buchstabe wird

bewusst gesetzt; die Konstellation der einzelnen Elemente trägt zum Sinnzusammenhang bei und die Anordnung prägt sich gleichwertig neben dem Text ein. Die visuelle Botschaft erweist sich dabei als schneller und oftmals präziser als die sprachliche Ebene. Sie hilft, eine Botschaft fast ohne Verzögerung zu begreifen oder zu erfassen. Das Verständnis stellt sich augenblicklich ein. Dabei sind die Leerstellen zwischen den Buchstaben von entscheidender Bedeutung; ihr Verhältnis regelt die Lesbarkeit und Kongruenz der Idee.

Auch in der Architektur sind es die einzelnen Verbindungen, die Nahtstellen oder Fugen, in denen die Elemente zueinander in Beziehung gesetzt werden. Die Ausrichtung aufeinander, das Zusammenspiel von Syntax (Konstruktion), Semantik (Tektonik), Semiotik (Ausdruck), Typographie (Materialien) und Satzspiegel (Proportionen) ist auch in der Architektur entscheidend, um eine Verbindung von Inhalt und Form zu erreichen. Die Auseinandersetzung mit Sprache, Texten und den ihr zu Grunde liegenden Strukturen ist auch eine aktive Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten der Architektur.



Die Worte spannen einen Raum auf, in dem sich der Sinn auf vielfältige Weise entfalten kann. In der Konstellation der einzelnen Wörter oder Buchstaben öffnet sich ein Feld, in dem Spannung erzeugt wird, in dem Bedeutungen entstehen können. Zwischen den einzelnen Buchstaben, zwischen den Wörtern und Zeilen liegt eine Welt, die Literaten und Architekten gemeinsam ist. Wie Räume erst zwischen Wänden erfahrbar und zu einem Ort werden, der dem Körper einen Rahmen bietet, ist das Blatt der Ort, an dem Sprache und Gedanken sich entfalten können.

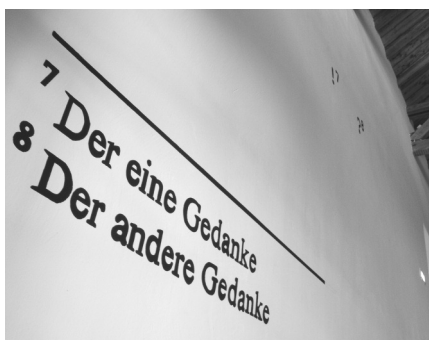
## Prägnanz der Aussage

Die Sprache Eugen Gomringers ist auf den Punkt gebracht. In ihr ist jedes Element entscheidend und trägt zum Sinn des Ganzen bei. Durch einen bewusst gesetzten Filter wird die Wahrnehmung auf einen bestimmten Aspekt der Existenz gelenkt, wodurch Zusammenhänge erst ersichtlich werden. Gomringer ist bestrebt, einem klaren Gedanken eine klare Form zu geben. Oft wohnen diesem Zusammentreffen aber auch überraschende Momente inne. Wenn zum Beispiel

im Gedicht «kein fehler im system» systematisch ein Fehler dekliniert und dadurch die Fehlerlosigkeit des Systems bewiesen wird, zeigen sich die Möglichkeiten, die selbst im engen Korsett eines Methodengedichts stecken. Dieses Momentum, in welchem der menschliche Geist die Sprache formt, ist offen für Interpretationen und bietet genügend Raum für Humor und Poesie.

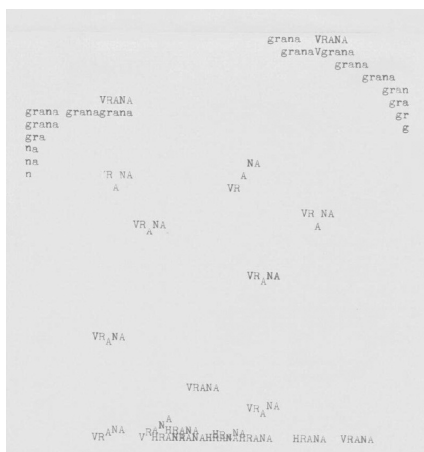
kein fehler im system  
kein efehler im system  
kein ehfler im system  
kein ehlfir im system  
kein ehlefr im system  
kein ehlerf im system  
kein ehleri fm system  
kein ehleri mf system  
kein ehleri ms fystem  
kein ehleri ms yfstem  
kein ehleri ms ysftem  
kein ehleri ms ystfem  
kein ehleri ms ystefm  
kein ehleri ms systemf  
fkei nehler im system  
kfei nehler im system  
kefi nehler im system  
keif nehler im system  
kein fehler im system

Auf das Ornament wird verzichtet. Der Blick wird auf das Wesentliche gerichtet, und nichts lenkt von der Aussage ab, wobei diese selbst oft mehrdeutig bleibt. Dabei kann sich die Sprache sogar auf ihre Struktur beschränken. Selbst die kleinsten, fragilsten Einheiten können durch ihre Konstellation ein weites Feld aufspannen.



Felix Schippmann: Der eine Gedanke, der andere Gedanke

Die Konkrete Poesie bekam 1953 durch Eugen Gomringer in seiner Publikation «spirale» ihren Namen. Die Methode, den Sinn und Gehalt eines Textes auch in seiner Form und Gestalt auszudrücken, steht aber in einer barocken Tradition, wie Nortrud Gomringer in ihren Referaten während der Kompaktprojektwoche darlegte. Auch dort treffen Form und Inhalt auf eine sehr direkten Art und Weise aufeinander. Die Kunstfertigkeit, in der Inhalt und Form aufeinander angepasst sind, zeugt von der Lust, Texte zu verfassen und eine Aussage mit einem passenden Bild zu vermitteln. Im Formgedicht kommen sich Inhalt und Form sehr nahe und sind teilweise deckungsgleich.



Marko Sauer: Flächengedicht in Kroatisch | Vrana =  
Krähe, Hrana = Nahrung, Grana = Ast

Die Gestalt des Textes unterstreicht das Geschriebene. Der Sinn des Gedichts ist ohne die visuelle Zusatzinformation kaum mehr zu entschlüsseln; es entsteht eine Abhängigkeit der Bedeutung von beiden Ebenen. Die Botschaft selbst wird auf einen Blick kenntlich gemacht. Der Sinnzusammenhang, der über die optische Konstellation mitgeteilt wird, eröffnet sich wieder augenblicklich und direkt.

Auf dem Gebiet des Barock drängt sich der Vergleich zur Architektur geradezu auf. Dabei liegt die Verwandtschaft zwischen Literatur und Baukunst nicht unbedingt in der formalen Ausgestaltung der Texte. Es sind die Vielschichtigkeit und die Komplexität, die sich in dieser Verwandtschaft äussern. Wie in der barocken Tradition der Architektur mehrere Geometrien übereinander gelagert eine Ordnung von höherer Komplexität ergeben, zeigt sich in den Texten von Gomringer diese Komplexität und Mehrschichtigkeit in der raffinierten Kombination von Wort und Bild. Es ist erstaunlich, wie klar und einfach diese Komplexität bei Eugen Gomringer zum Ausdruck kommt. Sie erinnert an die Turiner Kirchen eines Guarini, in denen aus hochkomplexen Geometrien ein überaus klares Bild entsteht. Auch hier ist die Lust zu spüren, wie dem Gedanken eine Gestalt gegeben werden kann.

## Transformation und andere Gedanken

Die Studenten waren grundsätzlich frei, sich ihre Themen zu wählen. Als Anstoss für erste Übungen schlug Eugen Gomringer aber vor, den Leitspruch des Instituts für Konkrete Kunst und Konkrete Poesie (IKKP) «Hier kommen Sie auf andere Gedanken» im Zusammenhang mit der Hochschule anzuwenden. Ein weiterer Vorschlag von Eugen Gomringer war der Begriff «Transformation».

**HIER  
KOMMEN  
SIE  
AUF  
ANDERE  
GEDANKEN**

Michael Pölzer: Hier kommen Sie auf andere Gedanken

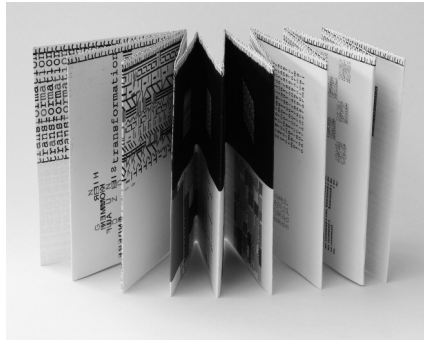
T R A N S F O R M I T A

Lars Volkert: Transformation

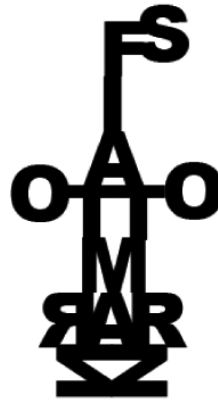


Karin Lorenz: Transformation

Joachim Ambrosig: Transformation, Leporello



Markus Schlachter: Transformation



## Lokalkolorit

Die lokale Tradition bietet einen reichen Fundus an Ausdrucksmitteln. Der Dialekt ist die Folie einer spezifischen Denkweise und entsteht als Ablagerung einer lokalen Mentalität; eine sprachliche Schatztruhe birgt sich in ihm. Besonders Liechtenstein, das seine fragile Identität zwischen den umliegenden Ländern bewahren muss und in dem für jedes Dorf ein eigener Dialekt zu bestehen scheint, ist äusserst differenziert im Umgang mit der Sprache. Verschiedene Kulturen befinden sich hier auf engstem Raum. Eugen Gomringer selbst trägt verschiedene Kulturen in sich. Geboren in Bolivien und aufgewachsen in der Schweiz, lebte und wirkte er in verschiedenen Ländern mit Schwerpunkt Deutschland. Der Sprachreichtum und die Erfahrung Gomringers bauen auch auf dem Umgang mit verschiedenen Kulturen auf. Die Gruppe der Studierenden, welche diesen Kurs besucht haben, war ebenfalls äusserst gemischt. Die Studentinnen und Studenten kamen aus Deutschland, Österreich, Liechtenstein, Kroatien und der Schweiz. Einige Arbeiten wurden aus der jeweiligen Sprache oder dem jeweiligen Dialekt entwickelt. Die Generalität des Gedankens der Konkreten Poesie hat auch hier ihren Niederschlag gefunden. Ihre Prinzipien sind so grundlegend, dass sie auf jedwelche Sprache anwendbar sind.



do			wo
do kummand			a wo
do kummand a	kummand	a wo	
do kummand a uma	kummand	a wo	
do kummand a	kummand	a wo	
do kummand			a wo
do			wo

wo			do
wo kummand			a do
wo kummand a	kummand	a do	
wo kummand a uma	kummand	a do	
wo kummand a	kummand	a do	
wo kummand			a do
wo			do

Joachim Ambrosig: Methodisches Gedicht in  
Vorarlberger Dialekt

Ünsch

Ünsch  
Ünscha  
Ünschara  
Ünscharaejna  
Ünscharaeinara  
Ünscharaeinarana

— — — . &  
öschtimiera  
mach  
sena  
nägglisch  
öschtimiera

Harald Beck: Gedicht in Triesenberger Dialekt

## Berührungspunkte

Die Konkrete Poesie bietet ein reiches Betätigungsfeld für Architektinnen und Architekten. Der bewusste Umgang mit den Strukturen und Möglichkeiten der Sprache ist in seiner Art eng verwandt mit den Mitteln der Architektur. Die Nähe der Arbeiten von Eugen Gomringer und Max Bill zeigt diese Verwandtschaft in eindrucklicher Weise. Die Suche nach der «guten Form» beschränkt sich nicht nur auf ein Gebiet der Kunst, sondern belegt ein grundlegendes Bedürfnis des Menschen nach Gestaltung. Ob es sich dabei um einen Text oder ein Gebäude handelt, ist sekundär; entscheidend ist der Wille, einem Gedanken eine klare Form zu geben.

Jürgen Schremser

# Liechtensteins «Halbsouveränität»

«Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein.»

Bd. 105/2006, Vaduz 2006 – ISBN 3-906393-40-2

Das offizielle Liechtenstein feiert die 200. Wiederkehr der Aufnahme des Fürstentums in den napoleonischen Rheinbund anno 1806 als 200-jährige staatliche «Souveränität». Wer sich jenseits der politischen Festplätze und Souveränitätsbekenntnisse eingehender mit Herkunft und Entwicklung (klein)staatlicher Selbstbehauptung am Beispiel Liechtensteins befassen will, wird das neue Jahrbuch des Historischen Vereins des Landes mit Gewinn lesen. Der Jahrbuch-Redaktion ist es gelungen, konzeptuelle und historische Aspekte der liechtensteinischen Staatswerdung durch sehr unterschiedliche AutorInnen und Beiträge ausloten zu lassen.

Bereits das Inhaltsverzeichnis macht klar, dass die Leserschaft nicht akademisch traktiert und belehrt werden soll, sondern dass thematisch der Anschluss an die (verfassungs)politische Gegenwart im Auge behalten wird: «Von Westfalen zum Global Village»; «Souveränität als Standortfaktor» oder «Souvertan oder Untertän?» – wer unter solchen Titeln schreibt, wendet sich an ein zeitgenössisches Publikum mit nicht nur historischer Neigung.

Wer es wissen will, dem vermitteln die Aufsätze eine Ahnung davon, was eine öffentliche Debatte um Herkunft, Nutzen und Träger staatlicher Souveränität auszeichnen könnte: kompetent geraffte historische Hintergründe und aktualisierte Fragestellungen zum Umgang mit der historisch geprägten «Marke» Liechtenstein. Oder hat sich jemals ein nicht sogleich moralisierendes, sondern zuerst einmal historisch fundiertes Gespräch über die Kommerzialisierung der liechtensteinischen Souveränität ergeben?

Dieses Thema wird vom Historiker Christoph Maria Merki von der Gründungsphase des Finanzdienstleistungsstaates bis in die Gegenwart nachgezeichnet. Während Merki den «Erfindern» des Kapitalfluchthafens Liechtenstein «eine gewisse Originalität» (S. 100) attestiert, schreibt er die wesentlichen Veränderungen des Finanzplatzes nicht dem liechtensteinischen Genius, sondern ausserpolitischem Druck zu.

Es ist interessant zu lesen, wie sich das liechtensteinischen Staats- und Gemeinwesen seit jeher weniger durch soziokulturelle Eigeninitiative als durch äussere Machtkonstellationen und Vorbilder etablieren konnte. Für den Rechtshistoriker Bernd Marquardt kann auch im Aussenverhältnis des Fürstentums bis zum

Ende des Deutschen Bundes 1866 nur von einer «Halbsouveränität» (S. 29) gesprochen werden. Noch länger dauerte es, bis das Souveränitätsgeschenk von 1806 zur Grundlage einer politischen Bewusstseinsbildung der Landesbevölkerung wurde und der völkerrechtlich zuerkannten allmählich auch eine politisch errungene innere Souveränität entsprechen konnte.

Leider wird letzterer in dem Band weniger Aufmerksamkeit zuteil, als es angesichts der innen- und verfassungspolitischen Krisen seit 1992 angezeigt wäre. Hier muss sich der Leser/die Leserin an das explizit «ohne staatstragende» Absicht formulierte «Räsonnement» von Stefan Sprenger halten, dessen Beleuchtung des Verfassungs dualismus in die Pointe mündet, dass zwar die Fürsten jederzeit auch Bürger sein können, dass dieser Rollentausch aber den gewöhnlichen LandesbürgerInnen verwehrt sei. Da letztere in der Monarchie nicht zugleich Fürsten sein können, bleiben sie nach Sprenger zur Hälfte Untertanen.

Wem dies zu politisch ist, der sei auf eine Fussnote des Autors Zoltán Tibor Pállinger verwiesen, der in seinem Beitrag zu modernen Souveränitätskonzepten auf eine Untersuchung der innenpolitischen Souveränität verzichtet, «da sich in diesem Bereich das Bekenntnis zur Demokratie als bester Staatsform weitgehend durchgesetzt hat. Damit geht eine relativ einhellige Bejahung des Prinzips der Volkssouveränität und eine Ablehnung der alternativen monarchischen und aristokratischen Souveränität einher» (S. 53). Volkssouveränität als Vollsouveränität?

Pio Schurti

# Das Souveränste von allem

«Cirque Souverain» – Festspiel von Mathias Ospelt zum Jubiläum  
«200 Jahre Souveränität», aufgeführt von Anfang bis Mitte September 2006

Viele, wenn nicht die meisten Darstellungen oder Wortmeldungen zum Thema Souveränität, die dieses Jahr zu vernehmen waren, konnten einen peinlich berühren. Der Druck auf den Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, etwas Gescheites zur Souveränität Liechtensteins zu sagen, führte entweder zu letztlich unverständlichen, weil sinnlosen Sätzen wie «die Zukunft liegt in unseren Köpfen – und sie erwartet die Souveränität unserer Köpfe» (Klaus Wanger), oder sie blieb in unnötig insistierenden Beteuerungen des Offensichtlichen stecken wie etwa in dem Satz: «Wir sind als Staat weltweit anerkannt» (Otmar Hasler). Irgendwie wurde man den Eindruck nicht los, dass man sich der Souveränität doch nicht so ganz gewiss ist, so zwanghaft-verkrampft wurde sie einem im In- und Ausland immer wieder versichert.

Dieser Eindruck mag auch daher rühren, dass heutzutage beim Begriff «souverän» nicht nur die staatliche Souveränität, also die Ausübung der staatlichen Hoheitsrechte verstanden wird. «Souverän» ist im alltäglichen Sprachgebrauch vor allem das Individuum, wenn es eine Sache mit einer gewissen Leichtigkeit und Brillanz, eben souverän, meistert. In diesem Sinne souverän waren die meisten Jubiläumsfeierlichkeiten leider nicht.

Das Festspiel – wie schon der Umzug am 12. Juli, dem «Tag der Souveränität» – wurde als einer der Höhepunkte der Jubiläumsfeierlichkeiten angekündigt. Nicht weniger als eine «Rückbesinnung und Ausschau» wurde in Auftrag gegeben. Das liess viel Gravitätisches befürchten. Umso erfreulicher die erste Lektüre des Festspieltexts: Mathias Ospelt ist es gelungen, eine pffiffig-witzige Geschichte mit Humor zu erzählen. Die geschichtlichen Inhalte, die Auseinandersetzung mit dem Thema Souveränität, sind recht geschickt verpackt, wobei dem Leser bzw. vor allem dem Festspielbesucher ein gehöriges Quantum fundiertes Geschichtswissen abverlangt wird, wenn er alle Pointen mitbekommen will.

Ein französischer Wanderzirkus, der Cirque Souverain, verirrt sich auf dem Weg nach Wien nach Eschen. Anstatt bei der Hochzeit Napoleon Bonapartes mit Marie Louise, der Tochter des österreichischen Kaisers, in Wien aufzutreten, überspielt der Zirkus die verfahrenere Situation mit einem auf die Eschner Bevölkerung zugeschnittenen Lehrstück über Geschichte und Souveränität des Landes.

Fantastische Erfindungen und verbrieft geschichtliche Ereignisse wurden zu einem insgesamt unterhaltsamen Handlungsstrang versponnen. Gelegentlich störte bei der Lektüre des Stücks, dass der Autor doch etwas stark auf kritische Gemeinplätze abstellt, etwa wenn die Liechtensteiner als verschlossen dargestellt werden: «Was ausserhalb der Landesgrenzen geschieht, ist uns nicht so vertraut, und wir haben es, ehrlich gesagt, auch nicht so gern, wenn uns etwas erklärt werden muss.»

Die Charakterisierung mag zutreffen, sie ist aber zu einem Klischee der Gesellschaftskritik geworden. Liechtensteinerinnen und Liechtensteiner sind aber notgedrungen, manchmal vielleicht etwas widerwillig, dem Ausland zugewandt. Das Land ist so klein, da braucht man den Manövrierraum über die Grenzen hinweg.

Natürlich gestattet man einem Autor noch so gerne, auch mit griffbereiten Versatzstücken den Publikumsgeschmack anzupeilen. Je besser mit solchen Klischees der Publikumsgeschmack getroffen wird, umso gefährdeter ist dann meist die Präzision des Inhalts.

Allerhand Tricks musste der Autor natürlich auch anwenden, um die mittlerweile doch recht lange 200-jährige Geschichte zu erzählen. Eine schöne Strecke der Geschichte wird z. B. als eine Serie von Fussballspielen rekapituliert. Dies wirkt bereits im Text etwas gar salopp, in der Umsetzung auf der Bühne auf dem Eschner Dorfplatz geriet diese Szene dann zum grölenden Fussballer-Klamauk, der – zumindest nach dem Geschmack des Rezensenten – deutlich unter der Qualität des gesamten Stückes lag. Schade war insbesondere auch, dass derartiger Klamauk nicht geeignet war, um sich da und dort abzeichnende Längen zu überbrücken. Stattdessen entstand auf der Bühne zeitweise ein merkwürdiger Wechsel zwischen reichlich zäher Schulmeisterei und turbulenter Komik.

Dies war ein Problem mit dem «Fluss» des Festspiels auf der Bühne, das bei der Textlektüre noch nicht zutage trat. Im grossen Ganzen gelang es dem Regisseur Nikolaus Büchel und den Schauspielerinnen und Schauspielern (Ingo Ospelt, Katja Langenbahn, Thomas Beck, Lisa Wildmann, Andreas Konrad, Alexander Biedermann, Thomas Hassler, Leander Marxer, Christiane Wetter, Joachim Batliner, Laura de Weck, Fritz Hammel u. a.) aber, mit Stilmitteln aus verschiedenen Theatersparten (wie Akrobatik, Pantomime oder Gesangsrezitation), mit komischen Anachronismen, durch das Durchbrechen und Durchmischen verschiedener Realitätsebenen etc. den Text zu einer modernen, ansprechenden und unterhaltsamen Aufführung umzusetzen.

Unter dem Strich kann das Festspiel als das Souveränste von allem, was heuer geboten wurde, bezeichnet werden. Alles in allem gelang es den Beteiligten, die Tücken eines patriotischen Jubiläums, eines feierlich-historischen Festspiels und des darin lauernden Pathos souverän zu bewältigen – mit tänzerischem Geschick, Witz und der notwendigen Leichtigkeit.



## **Impressum**

Herausgeber **Roman Banzer (Hg.)**  
**Das Literaturhaus. Souveränität (1/2006).**  
**Jahrbuch des Literaturhauses Liechtenstein.**  
Mit Beiträgen von El Awadalla, Peter Gilgen,  
Lukas Hartmann, Sepp Mall, Hansjörg Quaderer,  
Melanie S. Rose, Hansjörg Schertenleib,  
Jürgen Schremser und Pio Schurti.  
**Triesen.**

Layout **StudentInnen des Vorkurses 04/05**  
**der Kunstschule Liechtenstein**  
Angela Berther, Flavio Berther,  
Sven Egert und Allegra Schiesser

Lektorat **Jens Dittmar**

Satz/Umschlag **Grafik, Sabine Bockmühl, Triesen**

Druck **Satz + Druck AG, Balzers**

Buchbinder **Buchbinderei Thöny, Vaduz**

Schrift **Univers**  
Papier **Normaset Puro Naturweiss**

**Dieses Buch wurde durch die finanzielle**  
**Unterstützung des OK Souveränität ermöglicht.**

© **2006**

Die Autorinnen und Autoren zeichnen für den  
Inhalt der Texte verantwortlich.





## **Dank**

Unser Dank gilt den Autorinnen und Autoren El Awadalla, Lukas Hartmann, Sepp Mall, Hansjörg Quaderer, Melanie S. Rose und Hansjörg Schertenleib, die uns Texte für das Kapitel «Souveränität» verfasst haben, den Autoren Peter Gilgen, Hansjörg Quaderer, Marko Sauer, Jürgen Schremser und Pio Schurti, die für das «Feuilleton» schrieben.

Unser Dank gilt auch Regina Marxer, die uns die Erlaubnis gab, eines ihrer Werke für den Umschlag zu verwenden.

Jens Dittmar sei gedankt fürs Lektorat und Korrektorat.

Wir bedanken uns bei allen, die dem Jahrbuch Handfestigkeit gaben. Es sind dies Markus Erne und das Team der Satz+Druck AG und Daniel Lampert und das Team der Buchbinderei Thöny.

Nicht zuletzt bedanken wir uns beim OK Souveränität für die finanzielle Unterstützung.

Ohne das souveräne Zutun dieser Beteiligten wäre das erste Jahrbuch des Literaturhauses Liechtenstein nicht zustande gekommen.



wird, sei es durch Bildnis oder Meinung», lässt uns El Awadalla wissen und spannt den Bogen von Menschen, die sich von Ausserirdischen entführt glauben, hin zur Souveränität.

Das Feuilleton des Jahrbuchs versteht sich als Rezensionfeld und Raum für Kritik. Hier findet sich die Beschreibung eines Kompaktprojekts der Architekturstudierenden der Hochschule Liechtenstein, die mit Eugen Gomringer der Konkreten Poesie nachgegangen sind. Das Max-Frisch-Haus in Schaan lässt Hansjörg Quaderer keine Ruhe und Peter Gilgen nimmt den Band «Lyrik aus Liechtenstein» unter seine Rezensionen-Lupe. Pio Schurti besuchte den «Cirque Souverain», und das «Jahrbuch des Historischen Vereins» zur Souveränität Liechtensteins findet in Jürgen Schremser einen genauen Rezensenten.

**Souveränität** – Jahrbuch 1 | 2006

des Literaturhauses Liechtenstein

Mit Beiträgen von

**El Awadalla**

**Peter Gilgen**

**Lukas Hartmann**

**Sepp Mall**

**Hansjörg Quaderer**

**Melanie S. Rose**

**Marko Sauer**

**Hansjörg Schertenleib**

**Jürgen Schremser**

**Pio Schurti**

**Literaturhaus  
Liechtenstein**